

BIBLIOTHECA  
IBERO-AMERICANA

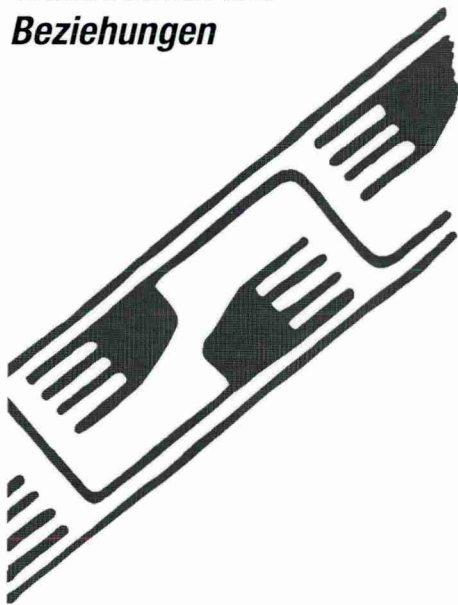
---

VERVUERT

*Ottmar Ette / Dieter Ingenschay /  
Günther Maihold (Hrsg.)*

# ***EuropAmerikas***

***Transatlantische  
Beziehungen***







Ottmar Ette/Dieter Ingenschay/Günther Maihold (Hrsg.)

**EuropAmerikas.  
Transatlantische Beziehungen**



BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Veröffentlichungen des Ibero-Amerikanischen Instituts  
Preußischer Kulturbesitz  
Band 124

BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Ottmar Ette/Dieter Ingenschay/  
Günther Maihold (Hrsg.)

# **EuropAmerikas**

**Transatlantische Beziehungen**

Iberoamericana Vervuert

2008

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

© Vervuert Verlag 2008

Elisabethenstr. 3-9 D-60594 Frankfurt am Main

[info@iberoamericanalibros.com](mailto:info@iberoamericanalibros.com)

[www.ibero-americana.net](http://www.ibero-americana.net)

ISSN 0067-8015

ISBN 978-3-86527-439-7

Deposito legal: B.46.595-2008

Umschlaggestaltung: Michael Ackermann

Umschlagabbildung: Mariano Procopio

© ForLaBB, 2008

Satz: Anneliese Seibt, Ibero-Amerikanisches Institut PK

Gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier  
gemäß ISO-Norm 9706

Printed in Spain

## **Inhalt**

<i>Die Herausgeber</i>	
Vorwort .....	7
 <i>Ottmar Ette</i>	
Laudatio: Mario Vargas Llosa oder die Praxis einer lebenswissenschaftlich ausgerichteten <i>Literaturwissenschaft</i> .....	9
 <i>Mario Vargas Llosa</i>	
Lateinamerika von innen und außen. Ansprache, gehalten in der Humboldt-Universität zu Berlin aus Anlass der Verleihung der Ehrendoktorwürde am 13. Oktober 2005 .....	25
 <i>Stefan Rinke</i>	
Europa und Lateinamerika: Eine Geschichte zwischen Welten .....	37
 <i>Janett Reinstädler</i>	
Sehnsucht nach dem Boulevard? Zur kolonialen Selbstinszenierung im Theater von Martinique und Guadeloupe .....	69
 <i>Ligia Chiappini</i>	
Grenzkultur des MERCOSUR: die Macht der Machtlosen.....	91
 <i>Albrecht Buschmann</i>	
Exil-Amerikas. Vom blinden Fleck in Luis Cernudas <i>Variaciones para Tema Mexicano</i> .....	125

*Günther Maihold*

Weder Strategie noch Partnerschaft? Die politischen  
Beziehungen zwischen der Europäischen Union und den  
Staaten Lateinamerikas/Karibik ..... 143

Autorinnen und Autoren ..... 171

## Vorwort

Amerika in Europa, Europa in Amerika – die transatlantischen (Austausch-)Beziehungen zwischen diesen zwei Kontinenten haben bis heute einen privilegierten Platz in Wissenschaft und Politik besessen. Meist findet dies jedoch unter Verkürzung der Breite der Kontakte statt: Im politischen Sprachgebrauch erfassen die transatlantischen Beziehungen nur das Verhältnis zwischen der Europäischen Union und den USA, der Südatlantik gerät dabei kaum in die Perspektive. Diese verengte Sicht der transatlantischen Zusammenarbeit wird als eine „partnership of choice“ verstanden, bei der es insbesondere um die Stärkung des strategischen Dialogs zwischen Berlin und Washington gehen soll.

Der vorliegende Band, der in der Kontinuität der wissenschaftlichen Beschäftigung des Forschungsverbundes Lateinamerika Berlin-Brandenburg (ForLaBB) mit den transarealen Beziehungen Lateinamerikas steht, folgt einem sehr viel weiteren und offeneren Verständnis: Es geht um die Beziehungen zwischen verschiedenen Räumen in ihrer Diversität, aber auch ihrer inneren Logik und vielfältigen Bedingtheit. Diese reichen von transnationalen Lebensläufen über Erinnerungskulturen, Wissenszirkulation, Perzeptions- und Rezeptionsprozesse bis hin zu Fragen des sozialen und politischen Verständnisses im globalen Wandel.

Eine Auswahl dieser Themen und Forschungsansätze wird im vorliegenden Band zusammengefasst, der als Auftakt die Vorträge bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Humboldt-Universität zu Berlin an den peruanischen Schriftsteller Mario Vargas Llosa präsentiert, der in seinem Beitrag das „Innen“ und „Außen“ der Beziehung zwischen Europa und Lateinamerika an seinem Lebenslauf plastisch werden lässt. Dass er sein Empfinden als Europäer und Lateinamerikaner in den Kontext der westlichen Tradition stellt, lässt die vielfache Verschränkung kultureller Einflüsse und Lebenserfahrungen erkennen, die sich durch das „Wandern zwischen den Welten“ in einer Fülle transnationaler und transkultureller Biographien zwischen Europa und den Amerikas nachweisen lässt. Vor diesem Hintergrund verschwim-

men die gängigen Formeln vom "alten" Europa und der "neuen" Amerikas zugunsten einer Perspektive, welche die Gleichzeitigkeit und gegenseitige Bedingtheit des Denkens mit allen seinen Konflikten in den Blick nimmt.

Wenn das Verhältnis zwischen Europa und Lateinamerika als "die andere transatlantische Beziehung" (A. van Klaveren) verstanden wird, so ist unmittelbar ersichtlich, dass sich dahinter Befürchtungen einer wachsenden Entfremdung in den europäisch-lateinamerikanischen Beziehungen verbergen, die ein anderes Bild als die diplomatische Standardformulierung der "traditionell guten Beziehungen" vermittelt. Die Besorgnis wachsender Distanz zwischen den europäischen Prioritäten und den lateinamerikanischen Interessen beschäftigt nicht nur die Politik, auch in Wirtschaft und Wissenschaft sind verstärkte Bemühungen in Gang gekommen, neues gegenseitiges Verständnis zu stiften und gemeinsame Initiativen zu gestalten. Dies bedeutet aber gleichzeitig auch, Differenzen nicht zu übergehen, die Sichtweisen des/der Anderen ernst zu nehmen und damit den Blick für neue Gemeinsamkeiten frei zu machen, wie sie gerade im kulturellen Polylog eröffnet und erprobt werden. Diesem Interesse sollen die Beiträge dieses Bandes dienen, die aus einer gemeinsamen Ringvorlesung der Freien Universität Berlin, der Humboldt-Universität zu Berlin, des Ibero-Amerikanischen Instituts PK und der Universität Potsdam hervorgegangen sind.

Die Herausgeber



Ottmar Ette

**Laudatio: Mario Vargas Llosa  
oder die Praxis einer lebenswissenschaftlich  
ausgerichteten *Literaturwissenschaft***

La novela es la vida leída, la vida inventada, la vida reconstruida y rectificada para hacerla más próxima a nuestras ambiciones y a nuestros deseos, la vida rehecha, cambiada y añadida para vivirla más intensa y extensamente de lo que nuestra condición nos permite vivir la vida verdadera (Vargas Llosa 1991a: 103-104).

Mit dieser komplexen, hintergründigen Formulierung umschrieb der 1936 in Arequipa geborene peruanische Schriftsteller, Essayist, Literaturtheoretiker und Intellektuelle Jorge Mario Pedro Vargas Llosa im Dezember 1990 anlässlich der Fünfhundertjahrfeier des erstmaligen Erscheinens des valencianischen Ritterromans *Tirant lo Blanc* die Funktion und die Faszination, aber auch die Grenzen der Literatur. Die auffällige Rekurrenz des Lebensbegriffs in diesen wie auch in vielen anderen Wendungen von Vargas Llosas literaturwissenschaftlicher Kampfschrift (oder *Carta de batalla*) für den Roman Joanot Martorells lässt aufhorchen. Nicht nur, weil da einer schreibt, der etwas vom Schreiben versteht und keiner überzogenen Fachterminologie bedarf, um die wissenschaftliche Präzision und Transparenz seiner Aussagen sicherzustellen. Vargas Llosa trennt hier zwar in einem ersten Schritt – und wie sollte er nicht? – zwischen dem “realen”, dem “gelebten” Leben einerseits und dem “gelesenen”, dem nachmodellierten und verwandelten Leben der Literatur andererseits. Doch ist es gerade dieses spezifische Leben der Literatur, welches das gelebte Leben belebt, ihm eine größere Dichte, eine höhere Intensität verleiht und erst – ganz im Sinne Marcel Prousts (Vargas Llosa 2001a: 47) – zu einem wahrhaft gelebten Leben werden lässt.

Dieses Paradoxon steht im Zentrum von Mario Vargas Llosas Literaturpraxis und Literaturtheorie gleichermaßen: Erst durch die Trennung zwischen gelebtem und gelesenem Leben kann das gelesene das gelebte Leben mit zusätzlichem, ja mit zusätzlichen Leben erfüllen. Denn Literatur, dies hat der Autor von *La ciudad y los perros* im Ver-

lauf eines wahrlich beeindruckenden Lebensweges immer wieder betont, ist „un quehacer imprescindible“ (Vargas Llosa 2001a: 68), eine nicht nur für ihn selbst, sondern für alle Menschen im Grunde „unverzichtbare Tätigkeit“: Die Literatur *und* die möglichst intensive Beschäftigung mit ihr sind im tiefsten Sinne des Wortes ein Lebensmittel, dessen die Menschheit bedarf und dessen Verzicht zu einem gefährlichen geistigen Skorbut führt.

Dies könnte gerade im Jahr 2005, im Kontext der Vierhundertjahrfeiern aus Anlass des erstmaligen Erscheinens von Miguel de Cervantes' *Don Quijote de la Mancha*, als eine etwas realitätsferne, gleichsam quijoteske Überzeugung missverstanden werden. Hat nicht auch der Quijote sein wahres Leben erst im gelesenen Leben gefunden? In der Tat ist es kein Zufall, dass sich der peruanische Literaturwissenschaftler und Kritiker, der neben vielen anderen literarischen Auszeichnungen wie dem „Premio Planeta“, dem „Príncipe de Asturias“ oder dem „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“ auch 1994 den renommierten „Premio Cervantes“ erhielt, immer wieder vertieft mit jenem Ritter von der traurigen Gestalt beschäftigte, dem er doch in seinem äußeren Erscheinungsbild so wenig ähnelt. So heißt es in seinem mehrfach wiederabgedruckten Essay „Cervantes y la ficción“ über die imaginative Kraft, die befreiende Wirkung der Literatur im Allgemeinen und des Romans in der Nachfolge von Martorell und Cervantes im Besonderen:

Pero la imaginación ha concebido un astuto y sutil paliativo para ese divorcio inevitable entre nuestra realidad limitada y nuestros apetitos desmedidos: la ficción. Gracias a ella somos más y somos otros sin dejar de ser los mismos. En ella nos disolvemos y multiplicamos, viviendo muchas más vidas de la que tenemos y de las que podríamos vivir si permaneciéramos confinados en lo verídico, sin salir de la cárcel de la historia (Vargas Llosa 2001b: 19).

Eine Beschäftigung mit der Literatur, die aus dem „Gefängnis der Geschichte“ herausführt? Eine Evasions-Literatur oder Evasions-Literaturwissenschaft also? Wer auch nur ein wenig mit dem Leben und dem Lebenswerk des heute hier zu Ehrenden vertraut ist, weiß, dass Mario Vargas Llosa mit diesen Formulierungen etwas anderes meint: die subversive, gegen das schiere So-Sein aufbegehrende und rebellierende Dynamik der Literatur. Der Autor von *Los jefes* hat darüber hinaus beständig versucht, die Geschichte seines Landes und seines

Amerika nicht nur zu reflektieren und kritisch zu begleiten, sondern vehement als Intellektueller und aktiv als Politiker mitzuprägen. Die Präsidentschaftskampagne an der Spitze des von ihm mitbegründeten *Frente Democrático*, die er 1990 schließlich gegen den Populisten Alberto Fujimori verlor, vor allem aber seine ungezählten politischen Essays, Artikel und Berichte haben ihn diesseits und jenseits der großen Tageszeitungen der westlichen Welt zu einer der meistgehörten Stimmen eines selbstbewusst die Sache Lateinamerikas verfechtenden Intellektuellen werden lassen. Die heutige Ehrung gilt jedoch nicht seinen Aktivitäten im politischen Feld, sondern seinen *Cartas de batalla* für die Literatur, also seinem spezifisch literaturwissenschaftlichen Engagement.

Denn engagiert – und ich meine dies durchaus im Sinne einer *littérature engagée*, wie sie der von Vargas Llosa zunächst bewunderte und später oft kritisierte Jean-Paul Sartre entwickelte, dessen langes *purgatoire* noch immer anhält – ist nicht nur der Intellektuelle und der Schriftsteller, sondern auch der Literaturwissenschaftler und – wenn ich so sagen darf – Romanist Mario Vargas Llosa. Denn so, wie er als Romancier die Literatur nicht präsentiert, sondern repräsentiert und verkörpert, so vertritt er auch die Literaturwissenschaft nicht als Textverwalter und Fußnotendespot, sondern als ein dem jeweiligen Gegenstand verpflichteter streitbarer Experte, der für die Sache der Literatur wie der Literaturwissenschaft in den Kampf zieht.

Eine ungeheure und ungeheuer schöpferische Begeisterungsfähigkeit für die Literatur: Von allem Anfang an – und ungeachtet seiner nicht unbeträchtlichen politischen Stellungswechsel – ist dies der eigentliche Kern- und Brennpunkt allen Tuns bei Vargas Llosa. An seiner Heimatuniversität, der *Universidad Nacional Mayor de San Marcos* in Lima, in deren Bibliothek ihm erstmals ein verstaubtes Exemplar des *Tirant lo Blanc* in die Hände fiel (Vargas Llosa 1991a: 87), legte er 1958 eine Studienabschlussarbeit zum Thema *Bases para una interpretación de Rubén Darío* vor, die ihm ein Stipendium an der *Universidad Complutense* in Madrid eintrug (und im Übrigen 2001 publiziert wurde).

Dass sich der junge Student gerade mit Rubén Darío, dem großen Modernisten, beschäftigte, mag viele Gründe haben. Dazu dürfte sicherlich zählen – wenn es denn erlaubt ist, den noch sehr jungen Interpreten zu interpretieren –, dass der nicaraguanische Dichter und

Literaturenthusiast sich nicht nur zeitlebens mit Cervantes' *Don Quijote* beschäftigte, sondern vor allem erstmals die hispanoamerikanische Literatur in der spanischsprachigen Welt in eine führende Protagonistenrolle katapultierte. Rubén Darío verkörpert an der Wende zum 20. Jahrhundert als Grandseigneur der Feder eine selbstbewusste und ihrer eigenen Stärke bewusst werdende Neue (Literatur-)Welt, die den Dichter der *Cantos de vida y esperanza* zu einem gleichsam zwischen Spanien und Spanisch-Amerika pendelnden Schriftsteller machte: zum Vertreter eines ZwischenWeltenSchreibens oder, in Daríos Worten, "español de América y americano de España". Lateinamerikanischer Weltbürger wie Darío, sollte Mario Vargas Llosa später, im Jahre 1993, die spanische Staatsbürgerschaft annehmen, ohne die peruanische aufzugeben. Wer könnte besser als der zwischen Amerika und Europa, zwischen Lima und London, Madrid, New York und Paris sich hin- und herbewegende Mario Vargas Llosa von jenen *transatlantischen* Beziehungen berichten, die sich entgegen des in Deutschland üblich gewordenen Sprachgebrauchs nicht auf die Relationen Europas zu den USA reduzieren lassen? Die Literatur des in Arequipa geborenen Autors steht für die *Europaméricas* in einem beträchtlichen Teil ihrer transarealen Breite.

Nach der Veröffentlichung von *Los jefes* (1959), *La ciudad y los perros* (1963) und vor allem *La casa verde* (1966), für den Vargas Llosa 1967 den wohl renommiertesten Literaturpreis Lateinamerikas, den "Premio Rómulo Gallegos", erhielt, war der peruanische Autor längst zu einem weltbekannten Schriftsteller geworden, als er an der *Complutense* seine dem späteren kolumbianischen Literaturnobelpreisträger gewidmete Doktorarbeit abschloss und noch im selben Jahr 1971 unter dem Titel *García Márquez. Historia de un deicidio* bei Seix Barral just zu einem Zeitpunkt veröffentlichte, als sich im Kontext der sogenannten Padilla-Affäre in Kuba die lange Jahrzehnte prägende intellektuelle und ideologische Wasserscheide zwischen den großen lateinamerikanischen Literaten akzentuierte. In seiner literaturwissenschaftlichen Monographie über den zeitweiligen Weggefährten zeigte sich Vargas Llosa auf der literatur- und kulturtheoretischen Höhe seiner Zeit, griff er doch innovativ auf die erst wenige Jahre zuvor von Julia Kristeva und anderen bekannt gemachten Schriften von Michail Bachtin zur Dialogizität des Romanwortes und zur Bedeutung des Karnevals sowie der Volkskultur zurück.

In dieser wegweisenden und bis heute beeindruckenden Studie lernen wir nicht nur die literarischen Verfahren und Diskurstechniken eines großen Schriftstellers aus der Perspektive eines anderen großen Autors und Literaturwissenschaftlers kennen, sondern begreifen auch, in welchem starkem Maße die Literaturpraxis Vargas Llosas mit der literaturwissenschaftlichen Reflexion und zugleich das Romanschreiben mit der Romantheorie aufs Engste verwoben sind. Denn das Theorem des „Gottesmordes“ wird auch in den nachfolgenden Jahrzehnten gemeinsam mit dem eingangs geschilderten Verständnis der Wechselbeziehung zwischen „gelebtem“ und „gelesenem“ Leben zum roten Faden einer Auffassung, die das Schreiben von und das Schreiben über Literatur nicht – wie so häufig – künstlich trennt, sondern stets in grundlegender Weise zusammendenkt. Setzt sich der Romancier als Gottesverdränger und Gottesmörder gleichsam an die Stelle Gottes in seinem Universum, so erlaubt er dank dieser von Vargas Llosa geforderten und gefeierten Entfaltung des „totalen Romans“, der *novela total*, auch seinem Lesepublikum, diese Erfahrung eines neuen, eines anderen Kosmos ästhetisch nachzuvollziehen. Die Realität aber soll für den Leser mehr sein als die Historie. So heißt es über *Tirant lo Blanc*:

Cada época tiene sus fantasmas, tan representativos de ella como sus guerras, su cultura y sus costumbres: en la “novela total” esos elementos vertiginosamente coexisten, como en la realidad (Vargas Llosa 1991c: 27).

Entscheidend freilich ist, dass die Fiktion ebenso lebendig ist wie die Realität (Vargas Llosa 1991c: 33) und das erzeugt, was Vargas Llosa 2004 in *La tentación de lo imposible* als „la más cara ambición de la novela: la ilusión de la vida“ bezeichnete (Vargas Llosa 2004: 65). Literatur eröffnet eine andere, weitere Realitäts- und Lebenserfahrung. Weder in seiner Romanpraxis noch in seiner Romantheorie verliert der peruanische Autor sein Lesepublikum als Movens im literarischen Erfahrungs-Raum aus dem Blick.

Wie sehr die literarisch-literaturwissenschaftliche Koppelung wiederum mit den persönlichen Konstellationen und Obsessionen im Akt des Schreibens wie im Akt des Lesens verbunden ist, zeigte Mario Vargas Llosas nächstes literaturwissenschaftliches Buch, das 1975 erneut in Barcelona bei Seix Barral erschien: *La orgía perpetua. Flaubert y “Madame Bovary”*. Der Weg war im Grunde nicht weit

gewesen vom Theorem des Gottesmörders und Weltenschöpfers bis zu jenem Autor, der in Vargas Llosas Augen – aber auch im Sinne der Vertreter des französischen *nouveau roman* sowie der sich entfaltenden poststrukturalistischen Theorie – wie kein anderer die Funktionsweisen und Formsprachen des modernen Romans prägte: zu jenem Gustave Flaubert, der in einer berühmten Formulierung einmal festhielt, der Romancier müsse so sein wie Gott in seinem Universum, “présent partout et visible nulle part” (Flaubert 1927: 164). Die Sprachorgie des Gustave Flaubert, den Vargas Llosa nicht zuletzt gegen die monumentale und spektakulär gescheiterte Studie Jean-Paul Sartres über *L’idiot de la famille* (Sartre 1971-72) in Schutz nahm, weist nicht nur den Weg zu einer tiefen und lebenslangen schriftstellerischen Verbundenheit, sondern deckt auch wichtige Quellen der Motivation des eigenen Schreibens auf, eines Schreibens, das die Lust, die nie enden wollende Orgie, im Reich der Literatur sucht und gerade auf diese paradoxe Weise ins eigene Leben holt: “Le seul moyen de supporter l’existence, c’est de s’étourdir dans la littérature comme dans une orgie perpétuelle”, hatte Gustave Flaubert in einem Brief vom 4. September 1858 notiert (Vargas Llosa 1978: 212).

Es ist diese – auch im Sinne einer “pasión estética” (Vargas Llosa 1978: 199) – auf das Leben und zugleich auf die Liebe bezogene Position, die Mario Vargas Llosa anzielt, wenn er 2001 anlässlich der Verleihung einer Ehrenprofessur an der *Universidad Peruana de Ciencias Aplicadas* in seinem Vortrag “La literatura y la vida” davon spricht, dass sich ein Liebespaar, das mit der Dichtkunst vertraut sei und Garcilaso oder Góngora, Petrarca oder Baudelaire gelesen habe, zweifellos besser und intensiver liebe als ein der Literatur unkundiges und von einfältigen Fernsehprogrammen verdummtes Pärchen (Vargas Llosa 2001a: 51). Ästhetische und erotische Leidenschaft scheinen nicht voneinander getrennt. Vor allem aber führt Vargas Llosa die kulturgeschichtliche, “zivilisatorische” Funktion der Literatur ins Feld:

En un mundo aliterario, el amor y el goce serían indiferenciables de los que sacian a los animales, no irían más allá de la cruda satisfacción de los instintos elementales: copular y tragar (Vargas Llosa 2001a: 51).

Hinter derlei Annahmen “zeigt” oder “verbirgt” sich eine – so will mir scheinen – auf der Lust am Text, auf dem *plaisir du texte* im Sinne von Roland Barthes 1973 erschienenem gleichnamigem Band beru-

hende Literaturtheorie, die sich in literaturwissenschaftlichen Untersuchungen ebenso kreativ niederschlägt wie in der Narrativik: Die besten Beispiele hierfür sind *Los cuadernos de don Rigoberto* (1997) sowie zuvor der köstliche *Elogio de la madrastra* (1988). Denn dieses Lob der Schwiegermutter ist in Wirklichkeit ein *Eloge* der Liebe und der Literatur – und letztlich muss jede Laudatio des Schaffens von Mario Vargas Llosa diese im wahrsten Sinne intime Verbindung zwischen Leben, Lesen und Lieben, aber auch zwischen Literatur und Literaturwissenschaft ins Zentrum rücken. Denn die eigentliche Liebesgeschichte, von der uns der peruanische Autor in seinen Romanen und Theaterstücken wie in seinen Essays und literaturwissenschaftlichen Untersuchungen berichtet, ist die der Flaubertschen *orgie perpétuelle*, seiner Liebe zur Literatur. Nicht umsonst inszeniert das erste Kapitel der Flaubert-Studie die Annäherung an den Gegenstand als „historia de amor“ (Vargas Llosa 1978: 47).

Es geht freilich um eine Liebe, die – und dies sollte die Philologie beherzigen, die ebenfalls die Liebe in ihrem Namen trägt – keineswegs auf eine individuelle Liebesgeschichte zurückgestutzt ist, sondern sich ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und Tragweite bewusst wird. Dass die Literatur eine Lust ist, eine Tatsache, die immer wieder gerne von vermeintlich wissenschaftlicher Warte aus vergessen wird, heißt keinesfalls, dass sie sich selbst nur ihr eigenes Kamasutra oder gar nur ihre eigene Gymnastik und sinnliche Leibesübung wäre. Nicht umsonst hielt Mario Vargas Llosa unmissverständlich fest:

[...] porque estoy convencido de que una sociedad sin literatura, o en la que la literatura ha sido relegada, como ciertos vicios inconfesables, a los márgenes de la vida social y convertida poco menos que en un culto sectario, está condenada a barbarizarse espiritualmente y a comprometer su libertad (Vargas Llosa 2001a: 47).

Die Literatur übt damit nicht nur eine gleichsam zivilisatorische Wirkung auf die Lebenspraxis – und vielleicht auch Liebespraxis – des Individuums, sondern auch auf das gesellschaftliche und politische Leben insgesamt aus, eine These, die Mario Vargas Llosa ebenso in seinem literarischen wie seinem literaturwissenschaftlichen Œuvre über Jahrzehnte entwickelte. Genau deshalb – und dies scheint mir ein auch von den Philologien zu beherzigender Aspekt zu sein – muss sich die Literatur und mit ihr auch die Literaturwissenschaft an ein möglichst breites Publikum wenden oder dort, wo dieses nicht oder

nicht mehr auszumachen ist, ein Lesepublikum erfinden. Denn klar ist: Sind Literatur und Literaturwissenschaft Lebensmittel im eigentlichen Sinne und damit gesellschaftlich wie individuell unverzichtbar, dann müssen sie sich *auch* (wenn auch nicht ausschließlich) auf die Öffentlichkeit einlassen.

Eine derartige Überlegung dürfte Vargas Llosa beseelt haben, als er alles daran setzte, das weithin dem Vergessen preisgegebene spätmittelalterliche Epos des *Tirant lo Blanc* allen Widerständen zum Trotz wieder ins Licht der Öffentlichkeit zu heben:

Pero más importante que averiguar la razón del olvido en que ha vivido esta novela es arrebatarla a las catacumbas académicas y someterla a la prueba definitiva de la calle (Vargas Llosa 1991c: 10).

Dem in *Filosofía y Letras* promovierten Mario Vargas Llosa ist es mit seinen frühen Arbeiten zum Werk von Joanot Martorell, mit seiner luziden Arbeit über Gabriel García Márquez' erzählerischem Schaffen und über jene Emma Bovary Gustave Flauberts, die man als weltlichen und als weiblichen Don Quijote bezeichnen kann (Schulz-Buschhaus 1982: 7ff.; Fox 2001), auf wirkungsvolle Weise gelungen, nicht nur im Bereich der Katalanistik und Mediävistik, der Lateinamerikanistik und der Galloromanistik wichtige, teilweise sogar entscheidende fachwissenschaftliche Impulse und Akzente zu setzen, sondern diese Impulse auch an eine breite internationale Öffentlichkeit zu adressieren. Damit hat er einen gewichtigen Beitrag dazu geleistet, die Literaturwissenschaften aus den akademischen Katakomben zu holen und zugleich den akademischen Katakomben – wenn man denn so sagen darf – neues Leben einzuhauchen. Und dieses wird heute dringender denn je gebraucht.

Die Gründe für den eklatanten Erfolg von Vargas Llosas literaturwissenschaftlichem Tun sind vielfältig. Zweifellos war es die überwältigende Popularität jenes Schriftstellers, den man gemeinsam mit anderen Autoren der sogenannten "Boom-Literatur" schon seit Ende der siebziger Jahre als "Superstar" der internationalen Literaturszene zu apostrophieren begann (Franco 1981: 129-148), welche die Aufmerksamkeit vieler Leser schon früh auch auf das literaturwissenschaftliche Œuvre des peruanischen Autors lenkte. In zweiter Linie aber ist es die durchdachte Konzeption einer *Literaturwissenschaft*, die ihre wissenschaftliche Fundierung, die genaue Datenrecherche, die



kritische Auseinandersetzung mit der Forschungslage und die methodologisch-theoretische Absicherung ihrer Analyseschritte mit Ausdrucksformen und Verfahren koppelt, die der Literatur entstammen und zugleich neue Begeisterung für die Literatur zu wecken versuchen. Vargas Llosas auf umfangreichsten Recherchen beruhende und auch bezüglich ihrer Disziplin an Flaubert gemahnende literarische Praxis zeigt, dass Literatur der Wissenschaft bedarf; und seine Wissenschaftspraxis belegt, dass Literaturwissenschaft – will sie ein breiteres Publikum erreichen – nicht ohne die kreative Einbeziehung der Literatur selbst – und eben nicht allein auf der Gegenstandsebene – zu denken ist.

Gerade in *La orgía perpetua* sind die spezifisch literarischen Verfahren – von der autobiographischen Einbettung bis zur Gesamtkonstruktion des Buches – so überzeugend mit der wissenschaftlichen Analyse verwoben, dass man getrost von einem Lehrstück einer so konzipierten *Literaturwissenschaft* sprechen darf.<sup>1</sup> Kein Zweifel: Eine derart mit der Literatur verknüpfte und verbundene Wissenschaft verdient es, aus den von Vargas Llosa beschworenen “akademischen Katakomben” hervorzutreten und die Probe aufs Exempel, die *prueba de la calle*, zu bestehen. Die seit seinen Studien über *Tirant lo Blanc* unübersehbare und doch oft übersehene Allgegenwart des Lebensbegriffs erlaubt es uns überdies, Vargas Llosas wissenschaftliche Vorgehensweise als die einer lebenswissenschaftlich ausgerichteten *Literaturwissenschaft* zu kennzeichnen. Ihr Ziel ist nicht allein die Belebung des literarischen, sondern des gesellschaftlichen Lebens. Der Anspruch einer derartigen *Literaturwissenschaft* ist – wie sollte es bei Vargas Llosa anders sein? – ein totaler: Denn anders als die *life sciences*, die sogenannten “Lebenswissenschaften”, bemüht sich eine so konzipierte Lebenswissenschaft, den begriff *bios* in seiner gesamten, auch und gerade kulturellen Fülle vor Augen zu führen.

Die literaturwissenschaftlichen Aktivitäten von Mario Vargas Llosa konzentrieren sich zwar auf das, was wir die “Romanischen Literaturen der Welt” nennen könnten, sind aber weit von einer Eingrenzung auf den Bereich der Romanistik entfernt. Dies wird beispielsweise anhand des 1990 veröffentlichten Sammelbandes mit dem schönen

---

1 Vgl. zur Flaubert-Studie und ihren Beziehungen zum Gesamtwerk von Vargas Llosa Jurt (1985).

barocken Titel *La verdad de las mentiras* deutlich, in dem es keineswegs um ein vordergründiges Spiel von Schein und Sein, von *ser* und *parecer* geht; vielmehr wird in unterschiedlichsten Nationalliteraturen auf literaturwissenschaftliche wie literaturkritische Weise dem nachgespürt, was die Fiktionen erst mit Leben erfüllt:

Ellas se escriben y se leen para que los seres humanos tengan las vidas que no se resignan a no tener. En el embrión de toda novela bulle una inconformidad, late un deseo (Vargas Llosa 1993: 8).

Diese verschiedenen Leben spielt Vargas Llosa anhand seiner Untersuchungen von Saul Bellow, Heinrich Böll, Albert Camus, Elias Canetti, John Dos Passos, William Faulkner, Scott Fitzgerald, Max Frisch, Günter Grass, Graham Greene, Ernest Hemingway, Hermann Hesse, Aldous Huxley, James Joyce, Yasunari Kawabata, Doris Lessing, Henry Miller, Alberto Moravia, Vladimir Nabokov, Boris Pasternak, Alexander Issajewitsch Solschenizyn, John Steinbeck, Giuseppe Tomasi di Lampedusa und Virginia Woolf virtuos und stets mit autobiographischer Verknüpfung durch. Die romanischen Literaturen der Welt entwickeln so ihr Eigenleben innerhalb eines weit – wenn auch nicht wirklich weltweit – gespannten Literaturhorizonts, wobei die deutschsprachigen Autoren darin keinen geringen Platz einnehmen. Dieses Interesse am deutschsprachigen Roman reicht weiter zurück als in die Zeit seines ersten Besuchs in Berlin aus Anlass des "Horizonte"-Literaturfestivals 1982, seines Aufenthalts 1991/1992 als Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin – wo er unter anderem an seinen Memoiren, *El pez en el agua* (1993), sowie an einem Buch über George Grosz arbeitete – und seiner 1998 erfolgten Rückkehr nach Berlin im Rahmen des DAAD-Künstlerprogramms. So gibt es eine kontinuierliche Verbindung des peruanischen Schriftstellers mit der deutschsprachigen Literatur im Allgemeinen, aber auch mit Berlin als Wirkungsstätte des eigenen Schreibens im Besonderen. Gerade das Ibero-Amerikanische Institut und seine in Europa einmaligen Bibliotheksbestände sind für Vargas Llosa unter anderem bei den Recherchen für seinen im Jahre 2000 veröffentlichten Diktatorenroman *La Fiesta del Chivo* sehr wichtig geworden.

Das Verfahren der *cajas chinas*, der ineinandergeschachtelten "russischen Puppen", ist bekanntlich von Vargas Llosa sowohl in der literarischen Praxis anhand der unterschiedlichsten Subgattungen des

Erzählens vorgeführt als auch in der literaturwissenschaftlichen Theorie expliziert und analysiert worden. Wie kein anderer lateinamerikanischer Schriftsteller hat er sich sorgsam, Stück für Stück, auf der diegetischen Ebene seiner Romane zunächst die Welt Perus, dann die anderer hispanoamerikanischer Länder, schließlich mit *La guerra del fin del mundo* (1981) auch Brasilien sowie mit *La Fiesta del Chivo* (2000) die Karibik mit ihren vielen Verbindungen zur anglophonen Welt Amerikas romantisch „einverleibt“. Diese differenzierte Konstruktion einer amerikanischen Hemisphäre lässt sich ohne weiteres anhand seiner literatur- und kulturwissenschaftlichen Arbeiten in verblüffender Parallelität nachzeichnen: Setzte er sich schon früh literaturwissenschaftlich wie literaturkritisch mit der peruanischen Literatur und insbesondere José María Arguedas auseinander, dem er 1996 den kontrovers diskutierten Band *La utopía arcaica. José María Arguedas y las ficciones del indigenismo* widmete, so beschäftigte er sich neben der frühen Studie von Gabriel García Márquez auch mit vielen anderen Autoren Hispanoamerikas und – wie im Falle von Reinaldo Arenas – der Karibik. Daneben aber machte er sich auch mit dem Werk des bis heute viel diskutierten, aber in Spanisch-Amerika ansonsten kaum wahrgenommenen Brasilianers Euclides da Cunha vertraut, dessen *Os Sertões* zum entscheidenden intertextuellen Bezugspunkt für *La guerra del fin del mundo* wurde. Die anglophone Welt Amerikas ist dabei – wie wir anhand der Aufsätze in *La verdad de las mentiras* bereits sahen – stark repräsentiert. Es sind freilich gerade die europamerikanischen Literaturbeziehungen, die Vargas Llosas Romane, aber auch seine literaturwissenschaftlichen Untersuchungen angezogen haben. Dabei ist eine solche Fülle von Untersuchungen entstanden, dass man auf Vargas Llosa selbst beziehen darf, was dieser gleich zu Beginn seines 2004 erschienenen Buches über Victor Hugo und *Les Misérables* schrieb. Ein Biograph des französischen Romantikers hatte ausgerechnet, dass ein fleißiger Leser, der sich vierzehn Stunden täglich nur die in der *Bibliothèque Nationale* vorhandenen Bücher über Victor Hugo vornehmen würde, zwanzig Jahre seines Lebens dafür opfern müsste (Vargas Llosa 2004: 15f.). Wie lange aber bräuchte man, so fragt sich der Peruaner, um nur das Gesamtwerk Victor Hugos einschließlich seiner gigantischen Korrespondenz und Notizen durchzuarbeiten?

No menos de diez años, siempre y cuando esa lectura fuera su única y obsesiva dedicación en la vida. La fecundidad del poeta y dramaturgo emblemático del romanticismo en Francia produce vértigo a quien se asoma a ese universo sin fondo (Vargas Llosa 2004: 16).

Ist nicht auch Vargas Llosas eigene Welt längst ein *universo sin fondo*? In der Tat ist die Forschungsliteratur zum Autor von *La casa verde*, aber auch das Gesamtwerk des peruanischen Autors selbst kaum mehr zu überblicken. Seine zahlreichen literaturwissenschaftlichen Arbeiten haben ihm daher folgerichtig auch nicht nur einen ehrenhaften Dokortitel der *Universidad Complutense* in Madrid, sondern im Verbund mit seinem Erzählwerk auch viele Dokortitel ehrenhalber eingetragen. Das ist nicht mehr als gerecht und wird durch den Professorentitel *honoris causa* der *Universidad Peruana de Ciencias Aplicadas* noch abgerundet. Ehrung und Ehre sind bei derartigen akademischen Feierlichkeiten – und die heutige macht darin keine Ausnahme – stets beiderseitig.

Es wird daher am heutigen 13. Oktober 2005 niemanden in diesem Saal überraschen, dass Prof. Dr. Mario Vargas Llosa heute nicht zum ersten Mal für sein Engagement nicht nur für die Literatur, sondern auch für seine lebenswissenschaftlich ausgerichtete *Literaturwissenschaft* geehrt wird. Sollte ich mich nicht verzählt haben, so handelt es sich bei der heutigen um die dreiunddreißigste Ehrendoktorwürde, die ihm in seiner Laufbahn zuteil wird. Es begann 1990 mit der Florida International University in Miami und setzte sich unter anderem fort an den Universitäten von Boston, Genua, Guatemala, der Georgetown University, in Yale, Rennes, Murcia, Valladolid, an seiner Heimatuniversität San Marcos in Lima sowie in Arequipa, an der Ben-Gurion-Universität in Israel, in London, Harvard, in Rom, in Französisch-Polynesien, in Melbourne, in Louvain (Leuven), in Oxford, Tegucigalpa, in Warwick und zuletzt – vor wenigen Monaten – an der Pariser Sorbonne. Doch hier, an der Humboldt-Universität zu Berlin, ist dies alles am heutigen Festtag ganz anders und neu.

Denn mit den Brüdern Humboldt, die dieser Universität den Namen geben und ihren Eingang überragen, verbindet Mario Vargas Llosa vieles. Wir haben gesehen, dass die unterschiedlichsten Texte des peruanischen *poeta doctus* längst ein Universum, ein *universo sin fondo*, bilden, innerhalb dessen der Gottesmörder längst zum Demiurgen, zum Weltenschöpfer, geworden ist. Was anders aber war jener

Alexander von Humboldt, der sein ganzes Leben lang letztlich auf jenen "Entwurf einer physischen Weltbeschreibung", auf jenen *Kosmos* hinarbeitete, in dessen Vorrede – die er auf Potsdam im November 1844 datierte – er gleich auf der ersten Seite auf seinen "unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen" (Humboldt 1845: V) zu sprechen kam. Dass der Kenner Spanisch-Amerikas nicht mit derselben Bewunderung von Lima und seinen Frauen sprach, wie dies nach ihm Flora Tristan oder Johann Moritz Rugendas taten, ist Mario Vargas Llosa sicherlich nicht ganz verborgen geblieben. Aber wäre der Besuch des Preußen in Lima – wenn ich eine Anregung geben darf – nicht ein wunderbares Romansujet? Gelegenheit für Spiegelungen zwischen den beiden Weltenschöpfern gäbe es im Übrigen genug. Die Demiurgen eint nicht nur ihr religiöser Agnostizismus: Beide haben sie sich zu Herren über einen Kosmos gemacht, der der ihre ist und doch allen Menschen offen steht, die ihr Leben durch faszinierende Lesereisen beleben wollen.

Aber auch mit Alexanders älterem Bruder drängen sich vielfältige Parallelen nicht nur bezüglich einer sprachlichen, bisweilen sprachorgiastischen Reflexionstiefe oder hinsichtlich ihres gemeinsamen Strebens nach der Herstellung eines "Totaleindrucks" auf. Denn beide sind höchst politische Köpfe. So beeindruckten noch heute die Kühnheit und der Mut, mit dem Wilhelm von Humboldt in seinem auf Königsberg, den 12. Mai 1809 datierten "Antrag auf Errichtung der Universität Berlin" die Sache der universitären wie der allgemeinen geistigen Bildung in schwierigen Zeiten zu der Seinen machte. Er betonte in diesem Antrag schon eingangs, es werde

befremdend erscheinen, dass ich im gegenwärtigen Augenblick einen Plan zur Sprache zu bringen wage, dessen Ausführung ruhigere und glücklichere Zeiten vorauszusetzen scheint (Humboldt 1999: 29).

Doch im Einverständnis mit dem preußischen König gelte es, "auch mitten im Drange beunruhigender Umstände, den wichtigen Punkt der National-Erziehung und Bildung nicht aus den Augen" zu verlieren (Humboldt 1999: 29).

Der Raum des Senatssaales, in dem wir heute zusammengefunden haben, um außerhalb der "akademischen Katakomben" dieses Fest einer Ehrenpromotion zu feiern, ist das Ergebnis dieser Kühnheit und dieses Mutes, den wir uns alle für unsere eigene Arbeit nur wünschen

können. Denn auch mitten im Drange beunruhigender Umstände gilt es, dem unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen gesellschaftlichen Raum zu geben. Es kommen für eine nachhaltige Priorisierung von Bildung und Ausbildung keine besseren Zeiten als diese. Von Mario Vargas Llosa wissen wir: Die Literatur, aber auch ihre treue Freundin, die Philologie, verwandeln die Vergangenheiten wie die möglichen Zukünfte in ein gelesenes und dadurch zugleich intensiver gelebtes vergegenwärtigendes Leben. Die Gegenwart aber bietet uns heute einen akademischen Glücksfall, der es uns erlaubt, die Weltentwürfe dieser drei Weltbürger und Weltenschöpfer zusammenzudenken. Wir sollten dieses Glück und die Gabe des Eröffnungsvortrags einer Ringvorlesung unseres "Forschungsverbunds Lateinamerika in Berlin-Brandenburg" genießen. Denn wie das Leben nicht ohne Literatur und Philologie, so ist Europa nicht ohne Lateinamerika, ohne die Geschichte und Kreativität dieser Neuen Welt, zu denken.

### Literaturverzeichnis

- Flaubert, Gustave (1927): *Œuvres Complètes. Correspondance. Nouvelle édition augmentée*. Paris: Conard.
- Fox, Soledad Carmen (2001): *Cervantes, Flaubert, and the Quixotic Counter-genre*. Ph.D. New York: City University of New York.
- Franco, Jean (1981): "Narrador, autor, superestrella. La narrativa latinoamericana en la época de cultura de masas". In: *Revista Iberoamericana* (Pittsburgh) 114-115 (Jan.-Juni 1981), S. 129-148.
- Humboldt, Alexander von (1845): *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, Bd. I. Stuttgart/Tübingen: J. G. Cotta'scher Verlag, S. V.
- Humboldt, Wilhelm von (1999): "Antrag auf Errichtung der Universität Berlin". In: Ders.: *Werke*, Bd. VI. Herausgegeben von Wolfgang Stahl. Essen: Mundus.
- Jurt, Joseph (1985): *Vargas Llosa y Flaubert. "La Casa Verde" y "La Educación sentimental": una lectura paralela*. Salamanca: Publicaciones del Colegio de España.
- Sartre, Jean-Paul (1971-72): *L'Idiot de la famille*, 3 Bde. Paris: Gallimard.
- Schulz-Buschhaus, Ulrich (1982): "Stendhal, Balzac, Flaubert". In: Brockmeier, Peter/Wetzel, Hermann H. (Hrsg.): *Französische Literatur in Einzeldarstellungen*. Bd. II: *von Stendhal bis Zola*. Stuttgart: Metzler, S. 7-32.
- Vargas Llosa, Mario (1978): *La orgía perpetua. Flaubert y "Madame Bovary"*. Barcelona: Editorial Bruguera.
- (1991a): "'Tirant lo Blanc': las palabras como hechos". In: Ders.: *Carta de batalla por Tirant lo Blanc*. Barcelona: Seix Barral, S. 87-106.

- (1991b): *Martorell y el “elemento añadido” en “Tirant lo Blanc”*. In: Ders.: *Carta de batalla por Tirant lo Blanc*. Barcelona: Seix Barral, S. 59-87.
- (1991c): “Carta de batalla por ‘Tirant lo Blanc’”. In: Ders.: *Carta de batalla por Tirant lo Blanc*. Barcelona: Seix Barral, S. 9-58.
- (1993): *La verdad de las mentiras. ensayos sobre la novela moderna*. Lima: Peisa.
- (2001a): *La literatura y la vida*. Conferencia magistral. Edición Ursula Freundt-Thurne. Lima: Universidad Peruana de Ciencias Aplicadas.
- (2001b): *Cervantes y la ficción – Cervantes and the Craft of Fiction*. Basel: Schwabe & Co.
- (2004): *La tentación de lo imposible. Victor Hugo y “Los Miserables”*. Madrid: Alfaguara.





**Mario Vargas Llosa**

**Lateinamerika von innen und außen.  
Ansprache, gehalten in der Humboldt-Universität  
zu Berlin aus Anlass der Verleihung der  
Ehrendoktorwürde am 13. Oktober 2005**

Ich habe Lateinamerika in den sechziger Jahren in Paris entdeckt. Bis dahin war ich ein junger Peruaner, der, außer den Schriftstellern meines eigenen Landes, fast ausschließlich amerikanische und europäische Autoren gelesen hatte, meistens jedoch französische. Mit Ausnahme einiger Persönlichkeiten wie Pablo Neruda und Jorge Luis Borges kannte ich nur den einen oder anderen hispanoamerikanischen Schriftsteller. In jenen Jahren stellte Lateinamerika in meinen Vorstellungen niemals eine kulturelle Einheit dar, sondern eher ein Länderarchipel, mit sehr lockeren Beziehungen zueinander.

Dass es ganz anders war, lernte ich in Paris, in jener Stadt, die in den sechziger Jahren – wie Octavio Paz es ausdrückte – die Hauptstadt der lateinamerikanischen Literatur wurde. Denn die Mehrheit der wichtigen Schriftsteller aus dieser Region der Welt lebten oder hatten in Paris gelebt oder aber das Land besucht und jene, die es nicht taten, wurden nichtsdestotrotz von Frankreich entdeckt, übersetzt und bekannt gemacht, so dass auf diese Weise auch Lateinamerika seine eigenen Schriftsteller anerkannte und zu lesen begann.

Die sechziger Jahre waren aufregende Jahre. Lateinamerika befand sich im Zentrum der Aufmerksamkeit dank der Kubanischen Revolution, der Guerillas sowie der Mythen und Fiktionen, die dadurch in Umlauf gerieten. Viele Europäer, Nordamerikaner, Afrikaner und Asiaten sahen auf dem Kontinent der Militärputsche und der Caudillos die politische Hoffnung keimen für einen radikalen Wandel, die Wiedergeburt der sozialistischen Utopie und eine neue revolutionäre Romantik. Und gleichzeitig entdeckten sie eine neue Literatur, die reich, erfinderisch und kräftig war, die nicht nur frei und mutig die Phantasie einsetzte, sondern auch mit neuen Möglichkeiten des Ge-

schichtenerzählens experimentierte und sich von der traditionellen Erzählsprache lossagen wollte.

Meine Entdeckung Lateinamerikas in jenen Jahren versetzte mich in einen Höhenflug; ich las seine Dichter, Historiker und Romanciers, ich begann mich für seine Vergangenheit und seine Gegenwart zu interessieren, ich bereiste alle Länder und lebte ihre Probleme, als seien es meine eigenen. Seitdem begann ich mich vor allem als Lateinamerikaner zu fühlen. Ich bin es all die Jahre hindurch geblieben und werde bis an mein Lebensende Lateinamerikaner sein; auch wenn ich erst jetzt so richtig begriffen habe, dass "Lateinamerikaner sein" nicht mehr ist als ein Ausdruck des Universalen, ganz besonders jedoch der westlichen Kultur. Doch meine größte Hoffnung, Lateinamerika in Freiheit und Wohlstand zu sehen, durchdrungen von einer Kultur der Freiheit, bewegte sich so oft vom Optimismus zum Pessimismus und umgekehrt, je nachdem ob die Welt, in der ich geboren wurde, versuchte, den Weg der Demokratie zu finden, und dann doch immer wieder dem Autoritarismus, der Unordnung und der Gewalt verfiel.

Was bedeutet es, sich als Lateinamerikaner zu fühlen? Meiner Ansicht nach ist es vor allem das Bewusstsein, dass die territorialen Grenzen, die unsere Länder trennen, nur künstlicher Natur sind, politische Anordnungen, die uns während der Kolonialzeit willkürlich aufgezwungen wurden und von den Anführern der Unabhängigkeit sowie von den republikanischen Regierungen nicht aufgehoben, sondern legitimiert und manches Mal sogar noch verstärkt wurden. Unsere Gesellschaften, in denen das Gemeinsame viel tiefer war als die jeweiligen Unterschiede, wurden auf diese Weise geteilt und isoliert. Diese aufgezwungene Balkanisierung Lateinamerikas, im Gegensatz zu Nordamerika, in denen sich 13 Kolonien zusammenschlossen und ihre Einheit den Startschuss für den Aufstieg der Vereinigten Staaten gab, ist für uns einer der markantesten Faktoren für unsere Unterentwicklung, denn sie hat die Nationalismen angefacht, die Kriege und Konflikte geschürt, in denen unsere Länder verbluteten, indem ungeheure Ressourcen verschleudert wurden, die der Modernisierung und dem Fortschritt hätten dienen können. Nur auf der Ebene der Kultur ist die lateinamerikanische Integration Wirklichkeit geworden; geboren aus der Erfahrung und der Notwendigkeit – denn jene die schreiben, komponieren, malen oder irgendeine andere kreative Aufgabe

haben, entdecken, dass alles, was sie vereint, viel wichtiger ist als das, was sie von den anderen Lateinamerikanern trennt – im Gegensatz zu den anderen Bereichen, insbesondere der Politik und der Wirtschaft, in denen die Versuche vom gemeinsamen Regierungshandeln und die Vereinigung von Märkten, sich bis jetzt immer durch die nationalen Reflexe, die leider auf diesem Kontinent so verwurzelt sind, gebremst sahen: Das ist auch der Grund dafür, dass alle Organisationen, deren Aufgabe die Vereinigung der Region war – vom *Andenpakt* bis zum *Mercosur*, nicht vorangekommen sind.

Die nationalen Grenzen zeigen nicht die wirklichen Unterschiede in Lateinamerika auf. Sie haben ihren Ursprung im Innern eines jeden Landes und in transversaler Form, indem sie Regionen und Ländergruppen einschließen. Es existiert ein verwestlichtes Lateinamerika, das Spanisch, Portugiesisch und Englisch (in der Karibik und Zentralamerika) spricht und katholisch, protestantisch, atheistisch und agnostisch ist, und ein indigenes Lateinamerika, das, in Ländern wie Mexiko, Guatemala, Ecuador, Peru und Bolivien, aus vielen Millionen von Menschen besteht und Institutionen, Praktiken und Glauben aus präkolumbischen Wurzeln bewahrt. Aber das indigene Lateinamerika ist nicht homogen, sondern wiederum nur ein anderes Archipel, das sich in unterschiedlichen Ebenen der Modernisierung bewegt. Während einige Sprachen und Traditionen Kulturbesitz großer sozialer Konglomerate sind, wie das Quechua und das Aymara, überleben andere wiederum, wie etwa die Kulturen des Amazonas, in kleinen Gemeinden. Manchmal sind es nur eine Handvoll Familien.

Die *Mestizaje* ist zum Glück weit verbreitet; sie schlägt Brücken der Annäherung und verschmilzt beide Welten miteinander. In einigen Ländern wie in Mexiko wurde so die Mehrheit der Bevölkerung kulturell und ethnisch integriert – dies ist vielleicht der einzige Erfolg der mexikanischen Revolution –, während die beiden ethnischen Extreme die Minderheit bilden. Diese Integration ist jedoch weniger dynamisch auf dem Rest des Kontinents, aber sie geschieht weiter und, auf lange Sicht, wird sie überwiegen und so Lateinamerika das besondere Profil eines mestizischen Kontinents verleihen. Obwohl wir hoffen wollen, dass es nicht völlig vereinheitlicht wird, um so seine Besonderheiten weiterhin beibehalten zu können; was in diesem Jahrhundert der Globalisierung und der Interdependenz zwischen Nationen oftmals weder als möglich noch wünschenswert angesehen wird. Unverzichtbar ist

jedoch, dass lieber heute als morgen, dank der Demokratie – die Freiheit und die Rechtsstaatlichkeit zusammen – alle Lateinamerikaner, ohne Ansehen von Rasse, Sprache, Religion oder Kultur –, vor dem Gesetz gleich sind, gleiche Rechte und Chancen genießen und in Anerkennung der Vielfalt zusammenleben, ohne diskriminiert oder ausgeschlossen zu sein. Lateinamerika kann nicht auf diese multikulturelle Vielfalt verzichten, welche es zu einem Prototyp in der Welt macht.

Ich bin meinen Verpflichtungen gegenüber Lateinamerika, die ich in Paris vor fast einem halben Jahrhundert einging, treu geblieben. Jeder, der ein Auge auf meine Schriften wirft, kann feststellen, dass ich mein Interesse, meine Neugierde und auch meine Leidenschaft für diese komplexe, tragische und wunderbare Welt, in der ich geboren wurde, mit ihrer ungeheuren Lebenskraft, ihren Leiden und unbeschreiblichen Schmerzen, ihrer anspruchsvollen Zivilisation gepaart mit der schrecklichsten Barbarei, bis heute beibehalten habe; dies, obwohl im Laufe der Zeit meine literarischen Ansichten und politischen Urteile, meine Begeisterung und meine Kritik mehrmals ihr Ziel verändert und ihren Inhalt gewechselt haben – immer wenn es die sich wandelnde Wirklichkeit von mir verlangte.

Eine immer wiederkehrende Besessenheit der lateinamerikanischen Kultur war die Suche nach einer Definition ihrer Identität. Meiner Ansicht nach ist es ein zweckloses Unterfangen, gefährlich und unmöglich, denn Identität ist eine Eigenschaft des Einzelnen und nicht von Kollektiven, wenn sie die tribalen Bindungen hinter sich gelassen haben. Aber, ähnlich wie in anderen Teilen der Erde, hat diese Manie der Bestimmung einer historisch-gesellschaftlichen oder metaphysischen Besonderheit einer Massenansammlung ganze Meere von Tinte in Lateinamerika fließen lassen und leidenschaftliche Auseinandersetzungen sowie unendliche Polemiken hervorgerufen. Die wohl berühmteste und längste von allen war jene zwischen den Hispanisten, für welche die wirkliche Geschichte Lateinamerikas mit der Ankunft der Spanier und der Portugiesen und der Einbettung des Kontinents in die westliche Welt beginnt, und den Indigenisten, für die die genuine und tiefe Wirklichkeit Amerikas in den präkolumbischen Kulturen liegt und in ihren Nachkommen, den indigenen Völkern, weiterlebt, und nicht in den modernen Erben der Eroberer, die immer noch diese marginalisieren und ausbeuten.

Obwohl diese schizophrene und rassistische Vorstellung dessen, was Lateinamerika eigentlich sei, lange Zeit erloschen schien, ist sie doch nie vollständig verschwunden. Ab und an flackert sie wieder auf der politischen Ebene auf, denn, wie alle manichäischen Vereinfachungen, ermöglicht sie den Demagogen, kollektive Leidenschaften anzufachen sowie oberflächliche und schematische Antworten auf komplexe Probleme zu geben. In Wirklichkeit ist Lateinamerika sowohl spanisch, portugiesisch, indianisch, afrikanisch als auch viele andere Wirklichkeiten mehr. Jeder Versuch, eine einzige Identität für Lateinamerika festzulegen, birgt den Nachteil in sich, dass es ein diskriminierender chirurgischer Eingriff ist, der Millionen von Lateinamerikanern ausschließt und viele Formen und Ausdrücke ihrer reichen kulturellen Vielfalt negiert.

Der Reichtum Lateinamerikas besteht darin, vieles gleichzeitig zu sein, so dass daraus ein Mikrokosmos entsteht, in dem beinahe alle Rassen und Kulturen der Welt zusammenleben. Fünf Jahrhunderte nach der Ankunft der Spanier an den Stränden, Bergen und Urwäldern sind die Lateinamerikaner spanischen, portugiesischen, italienischen, deutschen, chinesischen oder japanischen Ursprungs genauso ursprünglicher Teil des Kontinents, wie jene mit aztekischen, toltekischen, maya, quechua, aymara oder karibischen Vorfahren. Und die Spuren, welche die Afrikaner auf dem Kontinent hinterlassen haben, auf dem sie auch schon fünf Jahrhunderte weilen, sind überall gegenwärtig: in den Menschen, in der Sprache, der Musik, dem Essen und sogar in der Art, die Religion auszuüben. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass es keine Tradition, Kultur, Sprache und Rasse gibt, die nicht einen Beitrag geleistet hat in dem schillernden Strudel von Mischungen und Allianzen, die auf allen Ebenen des Lebens in Lateinamerika vorhanden sind. Diese Verquickung ist ihr größtes kulturelles Vermächtnis. Ein Kontinent zu sein, der keine Identität besitzt, weil er sie alle hat. Und weil er sich jeden Tag von neuem verändert.

Auch wenn es nicht oft angesprochen wird, es gibt eine Angelegenheit, die überall in allen Ecken der lateinamerikanischen Kultur herumschwirrt: der abgrundtiefe Widerspruch, der zwischen ihrer gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit und ihrem literarischen und künstlerischen Schaffen herrscht. Der gleiche Kontinent, der wegen seiner astronomischen Einkommensunterschiede zwischen Arm und Reich, wegen seiner extremen Marginalisierung, Arbeitslo-

sigkeit und Armut aufgrund der Korruption, welche die Institutionen untergräbt, wegen seiner populistischen Regierungen und Diktaturen, wegen des Analphabetismus, schlechter Schulbildung und hoher Kriminalitätsrate und des Drogenhandels sowie der Auswanderung seiner Bewohner als die Verkörperung der Unterentwicklung gilt, besitzt einen hohen Faktor an literarischer und künstlerischer Originalität. Im Umfeld der Kultur kann man nur von Unterentwicklung in Lateinamerika auf der soziologischen Ebene sprechen: die Enge seines kulturellen Marktes, die geringe Leseneigung und der eingeschränkte Bereich für künstlerische Aktivitäten. Aber bezogen auf die Produktion kann man weder seine Schriftsteller noch seine Filmproduzenten, die Maler oder die Musiker, die die ganze Welt zum Tanzen bringen, unterentwickelt nennen. In ihren besten Vertretern haben die lateinamerikanische Kunst und Literatur seit langem die pittoreske und volkstümliche Form abgelegt und Ebenen der Bearbeitung und Originalität erreicht, die ihnen ein weltweites Publikum garantieren.

Wie kann dieses Paradox erklärt werden? Nur durch die großen Kontraste der Wirklichkeit Lateinamerikas, wo nicht nur alle Landschaften, Ethnien, Religionen und Gewohnheiten, sondern auch alle geschichtlichen Epochen zusammenleben, wie es Alejo Carpentier in seinem Roman *Los pasos perdidos* dargestellt hat; jene romanhafte Reise von der industrialisierten und modernsten Stadt bis zum primitivsten ländlichen Leben, die ebenfalls eine Zeitreise ist. Denn während sich die kulturellen Eliten modernisierten, sich der Welt öffneten und sich erneuerten, dank des unentwegten Abgleichens mit den großen Zentren des kulturellen Denkens und des Schaffens des modernen Lebens, blieb die Politik, mit einigen wenigen Ausnahmen, in einer autoritären Vergangenheit von Caudillos und Cliques verhaftet, die den Despotismus ausübten, die Staatsschätze ausraubten und das ökonomische Leben im Feudalismus und Merkantilismus einfroren. Es ergab sich eine tiefgreifende Scheidung: Während die kleinen Kerne des kulturellen Lebens – winzige Räume der Freiheit einer ungehobelten politischen Macht ausgeliefert waren, die im Allgemeinen der Kultur abschätzig gegenüberstand – sich im Austausch mit der Modernität befanden, sich entwickelten und aus ihnen heraus hervorragende Schriftsteller und Künstler geboren wurden, verblieb der Rest der Gesellschaft fast unbeweglich in einem selbstzerstörerischen Anachronismus. Es stimmt, dass sich in letzter Zeit die Dinge gebessert

haben, weil es heutzutage eine große Zahl demokratischer Regierungen in Lateinamerika gibt. Aber einige von ihnen wanken, weil sie die sozialen Forderungen nicht befriedigen können und der Korruption verfallen sind, die an ihnen zehrt. Schließlich verfügt der Kontinent immer noch, als sinnbildliche Erinnerung an vergangene Zeiten, über die langlebteste Diktatur der Welt von Fidel Castro (46 Jahre an der Macht). Und in Venezuela wird der Populismus mit unbändiger Kraft wieder zum Leben erweckt.

Man kann Lateinamerika nicht verstehen, wenn man den Kontinent nicht verlässt und ihn mit den Augen, mit den Mythen und Stereotypen sieht, die über ihn im Ausland entstanden sind, weil diese mythische Dimension einer Gemeinschaft untrennbar mit der geschichtlichen Wirklichkeit verbunden ist. Viele dieser Mythen und Stereotypen hat Lateinamerika sich zu eigen gemacht. Man hat sich angestrengt, das zu sein, was viele Europäer und Nordamerikaner ihnen aus ideologischen oder folkloristischen Gründen als Existenz nahe legten oder vorschrieben, beginnend mit dem Chronisten Antonio León Pinelo, der "bewies", dass in Amazonien das irdische Paradies liege und mit meinem Freund Régis Debray endend, der in den siebziger Jahren in Lateinamerika ein neues Modell entdeckte, um die Revolution auszurufen und die Geschichte zu verändern und derselbe, der vor nicht langer Zeit beschied, die Verkündigungen des Sub-Kommandanten Marcos, dem Maskierten aus Chiapas, sei die beste Prosa des Kontinents. Viele Schriftsteller und Denker wie sie, die keine Lateinamerikaner waren, hatten einen erheblichen Einfluss auf das kulturelle und politische Leben des Kontinents und, entweder als Geschenk oder als Strafe, sollten sie sich in solche verwandeln.

Den bleibendsten Einfluss auf einen großen Teil der Geschichte Lateinamerikas hatte die europäische Kultur, insbesondere die französische. Seit der Unabhängigkeit, in welche das Gedankengut der Enzyklopädisten und Vertreter der Revolution eingeflossen ist, über den Positivismus, der das intellektuelle und bürgerliche Schaffen von einem Ufer zum anderen der Region geprägt hat, besonders aber in Mexiko und Brasilien, haben bis vor kurzem die ästhetischen Modelle, die Ideologien, die philosophischen Werte, die Themen und die Prioritäten der intellektuellen Debatten in Lateinamerika sich immer sehr nah an dem bewegt, was in Europa geschah. Und oft kam all jenes, das uns aus anderen Kulturkreisen erreichte, über die Moden, die

Übersetzungen und die europäischen Interpretationen. Dieses hat sich jetzt geändert, mit der Verästelung der kulturellen Zentren und dem Verschwinden der Grenzen, aber – zumindest bis zu meiner Generation – wäre das künstlerische und kulturelle Leben in Lateinamerika unverständlich ohne die westliche Befruchtung.

Das verleitet mich dazu, eine weitere Frage zu stellen, die ebenfalls Gegenstand vieler leidenschaftlicher Debatten war (und weiterhin ist): Gehört Lateinamerika zur westlichen Welt in Bezug auf seine Kultur, oder ist es etwas grundsätzlich Unterschiedliches, wie es zum Beispiel China, Indien oder Japan sind? Für mich ist die Antwort eindeutig – ja, Lateinamerika ist eine überseeische Verlängerung des Westens, welche natürlich beträchtliche Nuancierungen und Unterschiede angenommen hat, die, ohne es vom gemeinsamen Stamm zu trennen, eine bestimmte Eigenheit verleiht. Aber das ist eine Meinung, die bei Weitem nicht von allen geteilt wird. Oftmals wird sie abgelehnt mit dem Argument, dass, wenn es so sei, Lateinamerika keine eigene Stimme habe und in seiner Kultur und Kunst nicht mehr als ein kolonialer Nachahmer sei.

Jene, die so denken, sind, ohne es selbst zu bemerken, Nationalisten, die überzeugt sind, dass jedes Land und jede Nation eine eigene seelische und metaphysische Konfiguration besitzt, die in ihrer Kultur ihren Ausdruck findet. Ich habe ja schon gesagt, dass Lateinamerika, jener Kontinent, der seit der Ankunft der drei Schiffe des Kolumbus seine Geschichte mit der des Restes der Welt vereint hat, so viele Unterschiede in sich verbirgt, dass man nur die eine einzige Eigenschaft dadurch bestimmen könnte, dass man seine Wirklichkeit zerstückelt und eine Vielzahl dieser Fragmente ausschließt. In Wirklichkeit ist das Unterschiedliche, welches seine charakteristische Beschaffenheit ist, zum großen Teil eine Auswirkung der westlichen Quellen, die es speisen. Deswegen drücken sich die Lateinamerikaner mehrheitlich in Spanisch, Englisch, Portugiesisch und Französisch aus. Deshalb sind sie Katholiken, Protestanten, Atheisten oder Agnostiker. Und die Atheisten oder die Agnostiker sind es auf die Art und Weise, die sie vom Westen gelernt haben, und das Gleiche gilt auch für seine Reaktionen oder Revolutionäre, seine Demokraten und Liberalen. Nun, in ihren schöpferischsten Augenblicken waren die Lateinamerikaner nie nur "Abklatsch und Kopie" dessen, was sie von der westlichen Kultur übernommen haben. Dieser Satz stammt von José Carlos Mariátegui,



einer der sehr seltenen lateinamerikanischen Marxisten, der sich nicht darauf beschränkte, wie ein Bauchredner all das zu wiederholen, was die westlichen Marxisten sagten. Durch deren Schriften hat er gelernt, aber er hat diese Lehren genutzt, um eine eigene originelle, wenn auch nicht immer ganz zutreffende, Analyse über die soziale und ökonomische Problematik seines Landes, Peru, anzufertigen.

Ein weiteres interessantes Beispiel dessen, was ich hier ausführe, bietet der brasilianische Autor Euclides da Cunha, der in *Os sertões* versucht hat, die Geschehen des Canudokrieges im Nordosten Brasiliens im 19. Jahrhundert zu erforschen und dafür alle in Europa vorherrschenden soziologischen und philosophischen Theorien einsetzte. Die Ergebnisse seiner Untersuchung waren genau gegenteilig zu dem, was er vorgesehen hatte: Anstatt den tiefen Sinn jenes Krieges, der aufgrund einer messianischen Bewegung ausbrach, herauszubekommen, wurde offensichtlich, dass die Konzepte nicht ausreichend waren, um jenen Konflikt ansatzweise zu erklären, der gerade durch eine tiefe Verzerrung einiger Werte und religiöser Doktrinen ausgebrochen war, die sich in der primitiven und isolierten Welt des Inneren von Bahía derart verändert haben, so dass sie in einigen Fällen sogar zu ihren Antipoden wurden. Die aufständischen Bauern lehnten sich gegen die Republik auf, weil sie diese für die Verkörperung des Teufels betrachteten, und die progressiven Republikaner sahen in den millenaristischen Bauern Agenten der Monarchie und Englands, um sie besser einordnen und mit reinem Gewissen hassen zu können.

Mariátegui und Da Cunha sind zwei Beispiele von vielen, die die Art und Weise bezeugen, in der Lateinamerika, von den europäischen Quellen ausgehend, seine eigene Musik gefunden hat, die es unabhängig macht vom Einfluss der Alten Welt, ohne sie anzufeinden. In der kreativen Literatur gibt es auch sehr ähnliche Fälle wie die im geschichtlichen und soziologischen Denken: Juan Rulfo in Mexiko, José María Arguedas in Peru und Augusto Roa Bastos in Paraguay, um nur drei moderne Schriftsteller zu nennen, haben fiktive Welten geschaffen, in der sie die indigene Wirklichkeit, die alle drei sehr gut kannten, als Rohstoff verwenden. Aber ihre künstlerischen Erfolge wären unmöglich gewesen ohne die sprachliche Geschicklichkeit und die formalen Techniken, die sie dank der Modelle aus der europäischen und nordamerikanischen Literatur erreicht haben und die sie an ihre eigene Welt anpassen konnten. Ist diese nicht die wertvollste Eigenschaft

dessen, was wir westliche Kultur nennen? Die unendliche Erneuerung der Formen und der Ideen im Sinne der Kritik und der Selbstkritik; die andauernde Aufnahme der importierten Werte und Prinzipien, welche die eigenen bereichern. Und all dieses in einer Koexistenz der Unterschiede, die erst Freiheit, kritischen Geist und Berufung zur Universalität ermöglichen.

Ein seltsames Phänomen ist es, dass diejenigen, die sich ganz besonders für die Entfernung Lateinamerikas vom Westen eingesetzt haben, jene Schriftsteller, Denker und westlichen Politiker sind, die der eigenen Kultur überdrüssig und von ihr enttäuscht sind; sie sind ausgezogen, um andere Kulturen zu suchen, die, – so meinen oder glauben sie zu meinen – besser das Verlangen nach Exotik, Einfachheit, Magie, Irrationalität und die Unschuld des guten Wilden nach Rousseau stillen können und haben Lateinamerika in das Ziel ihrer Utopien verwandelt. Dies hat schon herausragende literarische Früchte erbracht, wie die lateinamerikanischen Romane von Joseph Conrad, D. H. Lawrence und Malcolm Lowry, doch dafür katastrophale politische Verwirrungen. Wie zum Beispiel die jener Liebhaber der Kataklysmen, für die Lateinamerika keine andere Daseinsberechtigung hat, denn als Szenarium für romantische Guerilla-Phantasien zu dienen, welche der europäische Raum mit seinen langweiligen Demokratien in seinem Schoße nicht mehr toleriert. Und das Schlimmste ist vielleicht, dass Lateinamerika sich oftmals angestrengt hat, diese Fiktionen darzustellen, die Europäer wie Antonio León Pinelo für sie erfanden. Unfähig, das irdische Paradies in Europa zu finden, beschloss er, dieses liege im Herzen der Amanzoniens und dass die Arche Noahs die Sintflut überstand, indem sie über die grünen Gewässer des Amazonas-Flusses schaukelte. Ist dieses kein Beweis, dass der berühmte "magische Realismus", der für viele das unauslöschliche Merkmal der lateinamerikanischen Literatur ist, nichts weiter ist als der literarische Ausdruck jener alten europäischen Gewohnheit, die die Neue Welt mit ihren verwegensten Sehnsüchten und – manchmal auch – Alpträumen zu überschütten?

Ich habe mich in Europa immer zu Hause gefühlt, nicht mehr und nicht weniger als in Lateinamerika. Natürlich identifiziere ich mich nicht mit all dem, was die westliche Tradition beinhaltet, weil – und das dürfen wir nicht vergessen – der Antisemitismus, der Nationalismus, der Faschismus und der Kommunismus auch abscheuliche und

abstoßende westliche Produkte sind. Die westliche Tradition, die ich verinnerlicht habe, ist die der demokratischen Kultur, der Legalität, der Rationalität, der Toleranz und der Freiheit. Und ihr reicher literarischer, philosophischer und künstlerischer Schatz.

Aber es ergeht mir ähnlich mit Lateinamerika. Auch wenn ich von dort bin und meine Wurzeln fest in seinem Boden verankert sind, lehne ich mit all meiner Kraft die Barbarei ab, die die militärischen Caudillos und die Diktaturen der starken Männer darstellen, – alle, ohne Ausnahme, die rechten und die linken – den stumpfsinnigen Machismo, den Nationalismus, welcher der Rauchschleier ist, hinter dem die Regierungen ihre Aufrüstung rechtfertigen und die vielen Diebstähle, sowie eine übertriebene patriotische und provinzielle Vorstellung der Kultur und der Politik, welches die zweite Seite des Nationalismus ist und das beste Rezept, um nie aus der Unterentwicklung herauszukommen. Aber Lateinamerika ist nicht nur das. Es ist auch eine Welt voller Energie und Kreativität, fruchtbarer und leidenschaftlicher als jenes Bild, das seine politischen Eliten von diesem Kontinent anbieten und welches vor allem in der Kunst und der Literatur die Einschränkungen des Dritte-Welt-Daseins überwinden konnte und eine universelle Staatsbürgerschaft angenommen hat.

In jenen Bereichen, in denen sich ein Europäer und ein Lateinamerikaner verstehen und übereinstimmen, werden beide das Beste ausdrücken können, was die westliche Kultur der Welt hat schenken können. Es ist wahrscheinlich nicht überflüssig, das in der Universität in Erinnerung zu rufen, die den Namen des Barons von Humboldt trägt, einem der Europäer, der am meisten dazu getan hat, um die Alte und die Neue Welt wie die Vor und Rückseite einer gleichen Zivilisation darzustellen.

Berlin, im Oktober 2005

Übersetzung: Rosa María S. de Maihold



**Stefan Rinke**

## **Europa und Lateinamerika: Eine Geschichte zwischen Welten**

### **1. Einleitung**

Europa und Lateinamerika: Das Thema drängt sich heutzutage nicht unbedingt auf. Warum ist dieses Thema heute überhaupt noch relevant? Schaut man etwa auf die derzeitige Berichterstattung über Lateinamerika in den europäischen Medien, dann erscheint die Region eher wie ein schwarzes Loch. Nur selten findet man seriöse Reportagen aus dieser Weltgegend, die über Kurzmeldungen über Gewalt- und Naturkatastrophen hinausgehen. Auch die Wirtschaft Europas scheint sich seit Längerem eher für die aufstrebenden Märkte im Osten, zumal im Fernen Osten, zu interessieren als für das krisengeplagte Lateinamerika. Umgekehrt scheint Lateinamerika heute mehr denn je von der Alten Welt abgekehrt. Die meisten Länder der Region beziehen heute die entscheidenden wirtschaftlichen und politischen Impulse nicht mehr aus Europa, sondern aus den Vereinigten Staaten. Wenn neue Beziehungen geknüpft werden, so eher jenseits des Pazifiks als des Atlantiks.

Warum also dennoch die Beschäftigung mit der Geschichte der Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa? Zunächst einmal muss man festhalten, dass Amerika wie kaum eine andere geographische Region außerhalb Europas als "Ableger Europas" gilt. Die spanische Krone wollte in den neu entdeckten Gebieten das ihr bekannte Gesellschafts- und Wirtschaftssystem reproduzieren. Andere wiederum sahen in der Neuen Welt einen Ort, um utopische Zukunftsprojektionen umzusetzen. In beiden Fällen blieben die Blicke hierarchisierend. Das basierte zum einen auf der Dezimierung der indigenen Bevölkerung – aktiv durch Feuer und Schwert und passiv durch die eingeschleppten Krankheiten. Zum anderen basierte die Hierarchisierung auf der systematischen Unterdrückung und Marginalisierung sowie dem daraus resultierenden erzwungenen Schweigen der indigenen Bevölkerung.

Gegen diese Perspektive wurde aber im Lauf der Geschichte Widerspruch eingelegt. Menschen in Lateinamerika setzten zum Teil auf das andere Extrem, indem sie das europäische Erbe vollständig ablehnten, um so die Unabhängigkeit für ihre Region zu erreichen und ihre Eigenständigkeit zu betonen. Europa blieb für Lateinamerika ein wichtiger Reibungspunkt. Ein Stein des Anstoßes etwa für diejenigen, die sich zur indigenen Bevölkerung zählten oder als Vorkämpfer für deren Interessen verstanden. Als Zentrum des kapitalistischen Welt-systems galt Europa und sein Kolonialismus und Neokolonialismus darüber hinaus vielen progressiven Intellektuellen als Quelle aller wirtschaftlichen Probleme ihrer Gegenwart.

Aber Europa war gleichzeitig auch immer wieder Vorbild, zumal für diejenigen, die auf die eine oder andere Weise die Modernisierung Lateinamerikas anstrebten. So wollten Angehörige der führenden Gesellschaftsschichten im Lateinamerika des 19. Jahrhunderts reich sein wie die Engländer, kulturell versiert wie die Franzosen und Italiener und – mit Abstrichen – diszipliniert und mächtig wie die Preußen. Abgesehen von diesen kulturellen Deutungen blieb Europa auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht ein entscheidender Bezugspunkt. Ob als Handelspartner oder Kapitalquelle, als Ursprungsregion für Einwanderer und Know-how oder als mächtiger Gegner in außenpolitischen Konflikten und Eroberer: Europa machte seine Präsenz in Lateinamerika lange Zeit nach Belieben fühlbar.

Neuerdings bietet auch die viel diskutierte Globalisierung einen guten Grund für die Beschäftigung mit den Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa – und das in doppelter Hinsicht: Zum einen weil diese Beziehungen eine entscheidende Achse der alten Globalität waren. Sie sind daher ein wichtiges Studienobjekt, um auch die heutigen Entwicklungen besser zu verstehen. Zum anderen kann man durch das Studium des Verhältnisses zwischen Lateinamerika und Europa die eine oder andere aktuelle Entwicklung besser einordnen und ihr historisches Gewachsensein erkennen. Auf den ersten Blick scheint es, als seien die Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika schon umfassend und erschöpfend erforscht.<sup>1</sup> In der Tat gibt es eine lange

---

1 Allerdings fehlt eine Synthese, die die Ergebnisse der vielfältigen Einzeluntersuchungen zusammenfasst. Ein erster gedrängter Überblick für das 19. Jahrhundert bei Bernecker (1992). Weitere wichtige Beiträge bei König (2003) und Kneuer (1992).

Tradition der Beziehungsstudien zwischen den beiden Regionen. Dennoch bestehen weiterhin große Lücken, denn bislang hat in den vorliegenden Untersuchungen eindeutig die europäische Perspektive dominiert.<sup>2</sup>

Im Weiteren werden folgende leitende Fragestellungen verfolgt: Warum konnte es zu dieser einseitigen Ausrichtung kommen? Welche Rolle spielt der Eurozentrismus? Lassen sich ideengeschichtliche Gründe dafür ausmachen? Was bedeutet "Europa" für Lateinamerika? Welche Rolle spielt die Auseinandersetzung mit der Alten Welt für die historischen Entwicklungen in der Neuen? Fand seit der Kolonialzeit eine schrittweise Europäisierung des Subkontinents statt und bedeutete dies eine Angleichung an europäische Standards? Diese Fragen sind auf mehreren Ebenen zu untersuchen. Zum einen auf der Ebene der konkreten politischen und sozioökonomischen Beziehungen. Lassen sich hier Phasen höherer und niedrigerer Intensität erkennen? Welche Rolle spielen Machtungleichgewichte und Abhängigkeiten zwischen den beiden Polen und verändern sich diese? Inwieweit bestimmt Europa die Entwicklungen auch im unabhängigen Lateinamerika des 19. und 20. Jahrhunderts? Das heißt, inwieweit gibt es bestimmte Entwicklungsmöglichkeiten vor und verhindert es andere?

Die zweite Ebene ist die der geistigen Auseinandersetzung mit Europa. Die wurde vor allem von lateinamerikanischen Intellektuellen geführt, die Europa als utopisches Leitbild positiver und negativer Art gesehen haben. Wie und warum veränderten sich diese Vorstellungen und Bilder im Lauf der Geschichte? Was lässt sich aus den Bildern von Europa über das Selbstbild der Lateinamerikaner schließen? Wenn ich hier immer von Lateinamerika und Europa spreche, dann impliziert das eine Einheit, die natürlich der Realität nur eingeschränkt entspricht. Beide Regionen und Konzepte zeichnen sich ja gerade durch ihre Vielfalt und ihre enormen internen Unterschiede aus.

Ferner soll eine dichotome Gegenüberstellung vermieden werden, die die konventionellen Ansätze prägte. Konventionell sah das so aus: auf der einen Seite stand der Westen, also Europa, als – je nach ideologischer Präferenz – modernisierender/imperialistischer Geber, und auf der anderen Seite standen die traditionellen/abhängigen Empfän-

---

2 Der Versuch Beardsells, dies zu korrigieren, kann nicht voll überzeugen (Beardsell 2000).

ger. Letztere waren in beiden Fällen subalterne Objekte, die sich dem System des Weltmachtsubjekts immer mehr an- beziehungsweise einpassten und dadurch modernisiert/dominiert wurden. Zentrale Parameter dieses Denkens waren die Einteilung des "Weltsystems" in Zentren und Peripherien und die damit verbundene Vorstellung, dass letztere nur durch die von den Zentren ausgestrahlten Einflüsse verstanden werden können; ferner das Konzept der Penetration der peripheren Gesellschaften und die dazugehörige Schuldzuweisung an die sogenannten "Kollaborationseliten" sowie die an einer Nord-Süd-Achse orientierte Vorstellung von Bipolarität. Den dichotomen Ansätzen war gemein, dass sie die Ebene der Rezipienten oder der Opfer aufgrund der ihnen zugrundeliegenden Vorstellung eines unilinearen Diffusions- beziehungsweise Dominanzmodells kaum beachteten.

Jüngste, vom Ansatz des Postkolonialismus inspirierte Beiträge zur Geschichte Lateinamerikas haben jedoch herausgestellt, dass die scharfen Trennungen von modern/traditional, imperialistisch/abhängig nicht mehr haltbar sind und zwar gerade dann nicht, wenn von Kultur die Rede ist. Die vielfältigen ausländischen Einflüsse seien von der sogenannten Peripherie nicht einfach mehr oder weniger gezwungenermaßen übernommen, sondern internalisiert, angeeignet worden und hätten sich in diesen Prozessen verändert. In diesem Zusammenhang fallen dann häufig Begriffe wie Hybridität. Liest man die Geschichte der Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa auf diese Weise, so ergibt sich eine Perspektive, die die Räume zwischen den Welten in den Blick nimmt, in denen sich Vermittlungsprozesse abspielen.

Zweifelsfrei sind die Postkolonialismus-Diskussionen Ausdruck der kulturwissenschaftlichen Wende in den Geschichtswissenschaften. Die Gefahr besteht allerdings darin, dass die prägende Kraft von Kapitalismus und militärischer Herrschaft dabei vergessen werden. Wäre der Eurozentrismus in der Tat nur eine Sache des Kopfes gewesen, wie einige extreme Postkolonialismustheoretiker behaupten, dann hätte er sich wohl kaum von anderen Ethnozentrismen unterschieden und seine enorme Deutungsmacht in der ganzen Welt erlangt. Die meisten Historiker betonen allerdings klar, dass die ökonomischen, politischen und technologischen Machtungleichgewichte bei den kulturellen Prozessen eine entscheidende Rolle spielen. Auch bei einer Geschichte, die die Perspektive zwischen Welten thematisiert, ist es notwendig, die zu erwähnen, die dabei unter die Räder gekommen



sind. Dies hat der Karikaturist Santillán im Oktober 1993 mit seiner Karikatur drastisch klargemacht.

**Abb. 1: Kritik der 500-Jahr-Feiern:  
Pascual Santillán Sánchez (12. Okt. 1993)**



*Quelle: Agustín Sánchez G., Diccionario Biográfico ilustrado de la caricatura mexicana (1997: 200).*

Im Folgenden liegt der Schwerpunkt auf der Phase von der Kolonialzeit bis 1945. Dabei steht zunächst die Diskussion des ideengeschichtlichen Schlüsselkonzepts Eurozentrismus im Mittelpunkt, wobei eine Analyse von dessen Wirkungsweise geleistet werden soll. Daran anschließend wird eine chronologische Gliederung gewählt, die in den Unterpunkten problemorientiert ist, wobei es zunächst um die Idee der "kolonialen Situation" von politischer Herrschaft, wirtschaftlicher Ausbeutung und Kulturkonflikt geht. Nun könnte man argumentieren, dass mit der Unabhängigkeit Lateinamerikas zu Beginn des 19. Jahrhunderts das spanische Kolonialreich und damit auch der Kolonialismus ein Ende gehabt habe, dass dieser Begriff also eigentlich keine Rolle mehr spielen müsste. Das ist aber nicht so, denn im 19. Jahrhundert gewannen neue Formen informeller Machtausübung und Einflussnahme an Bedeutung. Grundlegend dafür waren das enorme Wirtschaftswachstum Europas aufgrund der industriellen Revolution, das den Leistungsabstand zum Rest der Welt immer weiter vergrößerte. Das damit einhergehende neue weltpolitische Denken und die globalen Herrschaftsansprüche der Europäer fanden ihren Ausdruck im Imperialismus der Jahrhundertwende. Seinen Höhepunkt erreichte der Imperialismus im Zeitalter der Totalitarismen, dessen Ende 1945 gleichzeitig das Ende der europäischen Vorherrschaft bedeutete. Danach war Europa nur noch Juniorpartner der USA im Kalten Krieg. Seit 1990 herrscht allerdings eine neue Offenheit, die Möglichkeiten auch für die Beziehungen zwischen der Alten und der Neuen Welt andeutet.

## **2. Die Macht des Eurozentrismus**

Zunächst kurz zur Geschichte und Kritik des Konzepts, das die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa ebenso bestimmt hat wie die Beschäftigung mit diesem Thema, und das lange Zeit, ohne dass es erkannt worden wäre. Erst in der neuesten Geschichtsschreibung ist Eurozentrismus zu einem Schlüsselbegriff für das Verständnis der Wahrnehmung der Welt in der Neuzeit geworden (Fuchs 2002; Conrad/Randeria 2002). Dieses Konzept beinhaltet einerseits die Vorstellung eines europäischen Ethnozentrismus, der in der Geschichte der Menschheit gleichsam eine anthropologische Konstante darstellt. Darüber hinaus verbindet sich mit dem Begriff Eurozentrismus auch eine

bestimmte, mit Vorurteilen gegenüber dem Fremden behaftete Grundeinstellung von Europäern. Andererseits – und in unserem Zusammenhang wichtiger – wird Eurozentrismus heute weiter gefasst als Kategorisierung der Welt nach europäisch-westlichen Maßstäben. Diese Art der Ordnung der Dinge nach bestimmten Standards hat die neuzeitliche Geschichte lange Zeit geprägt.

Nach Samir Amin ist Eurozentrismus

ein kulturalistisches Phänomen in dem Sinne, dass es von der Existenz unveränderlich verschiedener kultureller Konstanten ausgeht, die die geschichtlichen Wege unterschiedlicher Völker bestimmen [...]. Es behauptet, dass die Nachahmung des westlichen Modells durch alle Völker die einzige Lösung zu den Herausforderungen unserer Zeit darstellt (Amin 1989: vii).

Eurozentrismus ist eines jener Konzepte, das die „Grenzen des Sagbaren“ bestimmt. Dabei wird von offenbar unhinterfragbaren Selbstverständlichkeiten ausgegangen und eine Allgemeingültigkeit konstruiert. In der neueren Geschichtsschreibung der letzten Jahre steht jedoch gerade die kritische Analyse und Dekonstruktion des eurozentrischen Diskurses im Mittelpunkt.

Ihren Anfang nahm die Diskussion bereits in den 1960er Jahren mit der Kritik an einem Weltbild, das den europäischen Menschen absolut setzte und den nichteuropäischen Anderen zum Studienobjekt degradierte, dem die Gleichwertigkeit, wenn nicht gar das Menschsein, implizit oder explizit abgesprochen wurde. Die Ursprünge dieses Denkens wurden in der Zeit der europäischen Aufklärung, seine aktuellste Ausformung im Rassismus der Moderne verortet. Die Diskussionen um die Problematik speisten sich vor allem aus der kulturwissenschaftlichen, aber auch aus der sozioökonomisch-neomarxistischen Kolonialismus- und Kapitalismuskritik. Sie entwickelten sich parallel zu und standen in engem Zusammenhang mit der politischen Dekolonisierung der Dritten Welt und wurden von Intellektuellen vorangetrieben, die dort ihre biographischen Wurzeln hatten, wenngleich sie in der Regel in den akademischen Zentren des Westens wirkten. Die kulturwissenschaftliche Debatte fand einen ersten Höhepunkt in Edward W. Saids klassischer Studie zum Orientalismus (Said 1978), in der die eurozentrische Aneignung des Fremden durch die Institutionalisierung des orientalistischen Diskurses kritisiert wird. Vertreter der sozioökonomischen Eurozentrismus-Kritik haben zwischenzeitlich die

kulturwissenschaftlichen Ansätze wegen der Ausblendung der Bedingtheit des Eurozentrismus durch die sich weltweit verbreitenden kapitalistischen Strukturen angegriffen. Die dezidiertesten Vertreter der Eurozentrismus-Kritik lehnen heute die Idee von einer historischen Sonderstellung Europas in der Geschichte seit 1492 ab. Damit sei letztlich das reduktionistische Denken von der europäischen Überlegenheit in Geist, Kultur, "Rasse" usw. sowie von der historischen Entwicklung hin zu einem vom europäischen Ideal her konstruierten Konzept von Fortschritt und Moderne verbunden (Blaut 1993).

Inhaltlich hat die Eurozentrismus-Kritik zwei Hauptebenen der Wirksamkeit des Konzepts ausgemacht: eine räumliche und eine zeitliche Ebene. In räumlicher Hinsicht konzentriert sich die Kritik auf die Vorstellung vom Kontinentalcharakter Europas und auf die eurozentrische Konstruktion der Kontinente und damit der Welt (Lewis/Wigen 1997). Diese Vorstellung entstand im Europa der Frühen Neuzeit. Sie implizierte eine herausgehobene Stellung Europas gegenüber den anderen Erdteilen, die insbesondere mit dem christlichen Glauben und der daraus abgeleiteten Zivilisation, aber auch mit den naturgeographischen Vorzügen und den sich daraus ergebenden positiven Rückwirkungen auf die Menschen legitimiert wurde. Europa definierte sich selbst ebenso wie die anderen Kontinente als in sich geschlossene Systeme, die in hierarchisierten Beziehungen zueinander standen.

Durch Eroberung und Kolonialisierung gewann das expandierende Europa der Neuzeit die Definitionsmacht über die Räume in vielen Teilen der Welt und setzte diese gewaltsam durch. Europa betrachtete den Rest der Welt daher als das klar abgrenzbare Andere, als das Außereuropäische oder auch als exotischer Orient und bedrohliche Wildnis. Die Fragen nach der Abgrenzung Europas z.B. von Asien, nach dem heterogenen kulturellen und historischen Erbe aller Kontinente, waren damit irrelevant. Diese Differenzierung zur Abgrenzung des Eigenen vom Fremden zeigte sich etwa an der Erfindung von Begriffen wie Neue Welt und Indio/Indianer. Dem europäischen Zentrum, Abendland oder Westen stand das Andere, die Peripherie, gegenüber, die Europa zur Selbstbeschreibung benötigte. Durch die kartographische Darstellung etwa im *Mercator-Atlas* (1595) wurden die Räume, abgesehen von der Zentralisierung Europas, visuell repräsentiert und damit angeeignet und geordnet (Rabasa 1993: 180-209).

Die Dekonstruktion der Dichotomien kennzeichnet auch die zweite Ebene der Kritik am Eurozentrismus. Diese richtet sich gegen die Periodisierung der Geschichte nach einseitig europäischen Erfahrungen historischen Wandels. Schon der Begriff der Neuzeit war demnach eine solche Kategorie, stand seine Entstehung doch in engstem Zusammenhang mit der "Entdeckung" der für die Europäer Neuen Welt, die völlig neuartige und unerwartete Fremdheitserfahrungen mit sich brachte. Mit der Erfindung Amerikas als Ort des Neuen schlug an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Geburtsstunde des neuzeitlichen Europas und des Eurozentrismus. Nach Meinung der Eurozentrismus-Kritik lässt sich der Vorsprung Europas seit 1492 durch die kolonialistische Ausbeutung Amerikas erklären und nicht durch eine quasi inhärente europäische Überlegenheit, die sich aus kulturellen, "rassischen" oder geographischen Faktoren ableitet.

Mit der Erkundung der Welt und der Eroberung Amerikas gewannen die Europäer eine zuvor ungekannte Deutungsmacht. Sie nutzten diese Macht zur Selbstverortung durch die Besetzung des "temporalen Monopols auf soziokulturelle Gegenwart" (Schäfer 1994: 143), indem sie das Fremde als Teil der Vergangenheit deuteten. Durch die Hierarchisierung des Zeitspektrums konnte eine scheinbar logische Ordnung geschaffen werden, die half, die durch die Entdeckungen hervorgerufene Unüberschaubarkeit der Welt zu überwinden, und die sich als Herrschaftskonzept eignete. Die Einteilung nach Kulturstufen schuf eine auf einem synchronen Kulturvergleich basierende diachrone Ordnung. Mit der zunehmenden Erkundung des Globus vor allem seit dem 17. Jahrhundert verdichtete sich diese Deutung kultureller Unterschiede im Topos der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (Koselleck 1979: 323).

Die Vorstellung vom zeitlichen Rückstand der Anderen und ihre daraus abgeleitete Inferiorität vertiefte sich mit dem Prozess der Verwissenschaftlichung von Geschichte, der im 19. Jahrhundert stattfand. Als integraler Bestandteil der Kolonialisierung wurde die Geschichte der nicht europäischen Völker gezeugnet und diese für historisch irrelevant oder gar zu "Völkern ohne Geschichte" erklärt (Wolf 1982). Aus der historischen Disziplin verdrängt, fand die Beschäftigung damit nur noch in Nachbardisziplinen wie der Ethnologie statt (Young 1990). Die historischen Meistererzählungen Europas erhoben jedoch globalen Anspruch. Weltgeschichte war demnach aus einer rein euro-

päischen Perspektive beginnend beim klassischen Griechenland zu schreiben (Fuchs 2002).

Eurozentrismus hat über die hier näher vorgestellten zentralen räumlichen und zeitlichen Dimensionen weitere politische und soziale Ebenen, die sich in bestimmten Vorstellungen beispielsweise von Ethnie, Kultur, Klasse oder Geschlecht niederschlagen (Dirlik 2002). Über die Idee des Fortschritts, später der Modernisierung bis ins Entwicklungsdenken der jüngsten Vergangenheit haben sich eurozentrische Vorstellungen in den Kultur- und Sozialwissenschaften fortgesetzt (Hauck 2003). Dabei bleibt das heute nicht mehr nur Europa, sondern die meistentwickelten Industrieländer (G7) umfassende Zentrum immer die Norm, von der abzuweichen als Defizit gedeutet wird. Die Geschichte der Neuzeit bis hin zur neuen Globalisierung von heute kann dann nur als Prozess der Europäisierung oder Verwestlichung verstanden werden, der für die einen schon weit, für die anderen dagegen noch weniger fortgeschritten ist. Doch nicht nur in der Geschichtsschreibung wird ein solcher Eurozentrismus heute kontrovers diskutiert. In dieser Diskussion hat sich herausgestellt, dass es zur Überwindung des Eurozentrismus nicht sinnvoll ist, das Phänomen einfach auf den Kopf zu stellen und anstelle des Eurozentrismus einen kulturellen Essentialismus der Anderen zu akzeptieren oder etwa durch eine "Re-Orientierung" (Frank 1998) neue Zentren zu konstruieren (Menzel 2004). Vielmehr sind die Verflechtungen und wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen den bislang als in sich abgeschlossene Einheiten gedachten – zunächst kontinentalen und später zumeist nationalen Systemen – aufzuzeigen (Conrad/Randeria 2002: 17). In der Erkenntnis ihrer transnationalen Bedingtheit kann Geschichte das eurozentrische Paradigma, das mit dem kolonialistischen Ausgreifen ab 1492 einsetzte, den Kolonialismus aber mittlerweile um Jahrzehnte überlebt hat, ernsthaft hinterfragen.

### **3. Koloniale Grundlagen**

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Geschichte der Interaktionen zwischen Lateinamerika und Europa anders lesen. Grundlegend war dabei natürlich, dass der Zusammenstoß zwischen Europäern und indigener Bevölkerung geprägt war durch beiderseitiges Unverständnis und gewaltsame Auseinandersetzungen (Bitterli 1976). In der

“neuen” Welt war die Aktivität des Entdeckens des Fremden von Beginn an mit der des Eroberns verbunden (König 1992). Das Andere in seiner Fremdheit anzuerkennen war undenkbar. Durch den Akt der Namensgebung wurde die “Neue” Welt aktiv eingeteilt und geordnet. Die europäische Perspektive gab vor, was als normal und rechtmäßig galt. Der Geograph Matthias Ringmann schrieb daher in der *Cosmographiae introductio* 1507: “Ich wüßte nicht, warum jemand mit Recht etwas dagegen einwenden könnte, diesen Erdteil nach seinem Entdecker ... Land des Americus, oder America zu nennen ...” (Schmitt 1984: 17). Im Akt der Namensgebung schlug sich die Aneignung des Fremden am deutlichsten nieder. Damit gingen vielfache mentale Grenzziehungen einher, wobei das eigene europäische Element tendenziell expansiv das andere, ‘wilde’ zurückdrängte. Europa schuf sich sein Amerika, darum bemüht, Fremdheit und die daraus resultierende Unsicherheit durch den Akt der Namensgebung zurückzudrängen. Damit verbanden sich entscheidende Konzeptualisierungen dessen, was Recht ist, dessen, was im Sinne wirtschaftlicher Ausbeutungsmechanismen billig ist, dessen, was ‘zivilisiert’ ist, dessen was ‘barbarisch’ ist usw. Mit der “Erfindung Amerikas” durch die Europäer waren also vielfache geistige Grenzziehungen verbunden, wobei das eigene europäische Element tendenziell expansiv das andere, ‘wilde’ zurückdrängte (Todorov 1985; Pagden 1996).

Im Verlauf der Kolonialzeit verdichtete sich das Selbstverständnis europäischer Überlegenheit noch aus dem Geist der Aufklärung. So heißt es beispielsweise in Zedlers Universallexikon von 1741 unter dem Lemma ‘Europa’:

Obwohl Europa das kleinste unter allen 4. Theilen der Welt ist, so ist es doch um verschiedener Ursachen willen allen übrigen vorzuziehen. Die Luft ist darinnen gemäßiget und die Landschaften sind sehr fruchtbar, [...] Es hat an allen nothwendigen Lebensmitteln einen Ueberfluß. Die Einwohner sind von sehr guten Sitten, höflich und sinnreich in Wissenschaften und Handwercken (Zedler 1741: 2195).

Die Vorstellung von der Überlegenheit Europas gegenüber den anderen Weltteilen stand im Mittelpunkt des eurozentrischen Weltbilds (Wolff 1992). Sie wurde im 17. Jahrhundert durch Allegorien wie auf dem abgebildeten Titelpupferstich von Matthäus Merian zu Johann Ludwig Gottfrieds *Neuwe Archontologia Cosmica* (Frankfurt am Main 1646) bildlich dargestellt und verbreitet. Europa thront als Herr-

scherin auf der Weltkugel. Ihr entscheidendes Herrschaftsattribut ist die “*religio christiana*”. Amerika – in der Gestalt der India – erscheint hier demgegenüber wie die anderen Erdteile in nackter Wildheit devot zu Europa aufblickend. Die unterschiedlichen Grade der Nacktheit der Erdteilallegorien implizieren eine weitere Binnenhierarchisierung innerhalb des Bildes.

**Abb. 2: Titelkupferstich von Matthäus Merian zu Johann Ludwig Gottfrieds “*Neuwe Archontologia Cosmica*” (Frankfurt am Main 1646)**



*Quelle: U. Knefelkamp/H.-J. König (Hrsg.): Die Neuen Welten in alten Büchern: Entdeckung und Eroberung in frühen deutschen Schrift- und Bildzeugnissen (1988: 88).*



Es interessierte die Europäer in der Regel nicht, welche Bedeutung die Fremden diesem Zusammentreffen mit ihnen beimaßen, welchen Sinn sie ihm gaben. Auch umgekehrt war das Unverständnis groß. Die Anderen, die Menschen in diesem Amerika, denen nun aufgrund des Irrtums des Kolumbus die vereinheitlichende Bezeichnung ‚Indios‘ übergestülpt wurde, konnten das Verhalten der Europäer ebenso wenig einordnen wie umgekehrt. Die Räume zwischen den Welten wurden vor dem Hintergrund dieser Konstellation im Moment der Entdeckung und über die Jahrzehnte der *Conquista* hinweg gefüllt mit Gewalt, wobei sich die Europäer in macht- und wirtschaftspolitischer Hinsicht durchsetzten.

Die Ursachen für den Sieg der Europäer waren vielfältig (König 2005; Rinke 2005). Das Ergebnis war eine Kolonialherrschaft, bei der eine kulturelle und ethnische iberische Minderheit die Mehrheit der entrechteten indianischen Bevölkerung ausbeutete. Letztere blieben marginalisiert, ja sogar faktisch ausgegrenzt, was die Tendenz zu einer Zweiklassengesellschaft ermöglichte, auch wenn sich im Einzelnen durch die Zwangseinfuhr der afrikanischen Sklaven und die vielfältigen Mischformen eine höchst heterogene Bevölkerungsstruktur entwickelte.

Die Heterogenität, die in der ethnischen Entwicklung deutlich wurde, fand ihr Pendant in der Hybridität der politischen und wirtschaftlichen Institutionen sowie der Kultur. In Politik und Wirtschaft dominierte über lange Zeiträume eindeutig der Versuch seitens der Kolonialmacht, das gewohnte europäische System auf die Kolonien zu übertragen bzw. die Kolonien so auszurichten, dass sie ganz im Sinne der Profitmaximierung der Zentrale funktionierten. Doch ergaben sich in der Realität vielfache Abweichungen von dieser Norm. Aufgrund der Entfernungen und der Eigendynamik in den *Indias* gediehen Korruption und Schmuggel, was *de facto* über weite Strecken zu einer quasi Autonomie der Kolonien führte.

Die Monopolansprüche der iberischen Mächte wurden fast von Beginn an in der Praxis von anderen europäischen Mächten unterlaufen, die sich ihrerseits erfolgreich darum bemühten, ihren Teil der Beute zu erlangen (Pérez Herrero 1992). Amerika wurde zum Spielball europäischer Mächterivalitäten und zum Schauplatz für die Fortsetzung von in Europa längst beigelegten Kriegen. Die Nebenfolgen von Kriegen, Gewalt und Piraterie waren in vielen Regionen ein

schmerzhaftes Gefühl der Bedrohung, der Unsicherheit und der Schutzlosigkeit.

In kultureller Hinsicht: waren die unterschiedlichen indigenen, europäischen und afrikanischen Traditionen wichtig, die gerade in diesem Bereich zusammenflossen, sich dabei veränderten und neue hybride kulturelle Produkte hervorbrachten. Das war das spezifisch Amerikanische an ihnen. Und das galt eben nicht nur für die Volkskultur, sondern auch für die akademische Kultur der Kreolen, die sich äußerlich so sehr an Spanien orientierte und doch gleichzeitig eifersüchtig darum bemüht war, auch den eigenständigen Wert Amerikas hervorzuheben.

Hinzu kam, dass die spanischen Kolonien trotz der *De-facto*-Kolonialherrschaft *de jure* denselben Rechtsstatus wie die europäischen Besitzungen der spanischen Krone genossen. Der Widerspruch zwischen theoretischem politischem Status und Verwaltungsrealität war offensichtlich und ein potenzieller Auslöser von Spannungen. Relevant war dies aber nur für die kleinen Oberschichten der Kreolen, die daher in Abgrenzung von den aus Europa kommenden Kronbeamten eine amerikanische Identität entwickelten. Dabei blieb Europa aber Bezugspunkt aller Vergleiche und man sah sich als fester, aber eben benachteiligter Bestandteil des spanischen Königreichs. In allen Bereichen klafften, wenn man so will, Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander und es waren eben die Zwischenräume, in denen sich die historische Wirklichkeit abbildete.

#### **4. Emanzipation Lateinamerikas?**

Die Gründe für die endgültige Entfremdung und den Bruch zwischen den Kreolen Lateinamerikas und ihren europäischen Mutterländern waren vielfältig. Im Inneren stieg die Unzufriedenheit der Kreolen vor allem in Hispanoamerika, die sich durch die absolutistische Reformpolitik zurückgesetzt fühlten und stärker denn je den ausbeuterischen Charakter der Beziehungen zu ihrem europäischen Mutterland erkannten. Als die spanische Krone dann auch auf der internationalen Bühne immer mehr an Stärke und Einfluss verlor und letztlich sogar von französischen Truppen vertrieben wurde, war die Klammer zwischen Amerika und Spanien zerbrochen. Die Loslösung an sich war dann ein heterogener Prozess. Grundsätzlich zeigte sich dabei eine Parallelität

der Prozesse von Separation und Desintegration, das heißt je stärker sich die Kolonien von Spanien lösten, desto weniger band sie zusammen, desto mehr waren sie bemüht, eigene Wege zu gehen. Ein pan-amerikanischer Zusammenschluss kam daher nicht in Frage.

Auch die Zwischenräume, die Kontaktzonen, wandelten sich in diesem Zeitraum. Der Krieg machte es notwendig, klarer zwischen dem fortschrittlichen liberalen Europa, das heißt England und mit Abstrichen Frankreich einerseits und der reaktionären Stiefmutter Spanien zu unterscheiden. Ferner waren die kreolischen Oberschichten bemüht, ein Gemeinschaftsgefühl auf der Basis des Bezugs auf die eigene Region herzustellen und sich vom alten Mutterland abzugrenzen. So gingen die Abgrenzung nach außen und die Bezugnahme auf die eigene nationale Einheit Hand in Hand.

Man bediente sich dabei eines ganzen Bündels symbolischer Handlungen. Viele – wie z.B. das Pflanzen von Freiheitsbäumen oder das Errichten von Denkmälern (Rinke 2001) – waren an europäische Erfahrungen angelehnt. Diese Handlungen zeigten die tiefe Verbundenheit der Kreolen zum europäischen Ideengut der Aufklärung und zur Symbolik der Französischen Revolution. Die europäischen Begrifflichkeiten und Werte (Menschenrechte, Staatsbürgerrechte etc.), waren aber oft nur aufgesetzt und sollten in jedem Fall nur für die dünne Oberschicht gelten.

Hinzu kam die Rückbesinnung auf das autochthone Erbe. Ganz wichtig wurde dabei die indigene Bevölkerung als Unfreiheits- bzw. als Freiheitssymbol (König 1988). Die Kreolen machten sich nämlich nun die indianische Geschichte der Unterdrückung zunutze, um die Berechtigung ihres Kampfes gegen die Spanier zu begründen, ihren eigenen Herrschaftsanspruch zu legitimieren und die Überwindung von Unfreiheit als Ziel der nationalen Bewegung zu unterstreichen. Sie definierten sich nun selbst als Nachfahren der Indios, die den heroischen Kampf gegen die europäischen Invasoren wieder aufgenommen hatten (König 2006). Mit der realen Lage der Indios in Hispanoamerika hatte das natürlich nichts zu tun. An deren Misere hatte sich kaum etwas geändert, sondern die Lage hatte sich in vielen Fällen durch den nachlassenden Schutz der Krone noch verschärft.

Ein sprechendes Beispiel dafür ist der chilenische Präsident Francisco Antonio Pinto (1827-1829), der rückblickend auf seine Sturm- und Drangjahre in der Unabhängigkeitsphase schrieb:

Es war unmöglich, an die großen Taten Caupolicáns, Colo Colos, Lautaros und anderer Giganten unserer Geschichte zu denken, ohne zu spüren, wie das Herz vor Sehnsucht danach brannte, ihnen nachzueifern und ein Vaterland zu haben, dem wir unsere Dienste weihen konnten (Collier 1967: 28).

Caupolicán etc. waren mythisch verbrämte Häuptlinge der Mapuche-Indianer, deren Nachfahren keineswegs den Eifer Pintos teilten, sondern in realistischer Erkenntnis des bedrohlichen Landhungers der kreolischen Kolonisten in einem mit besonderer Brutalität geführten Kampf, der „guerra a muerte“, für die Sache der Royalisten kämpften (Rinke 2003).

Neben der zumindest symbolischen Rückbesinnung auf das Erbe einer autochthonen Kultur blieb die Hoffnung auf Hilfe aus dem „guten“, dem aufgeklärten Europa. Doch diese Hoffnung war trügerisch. Eine echte Unterstützung der Bemühungen zur Unabhängigkeit erhielten die Lateinamerikaner aus Europa nicht. Selbst das Ringen um diplomatische Anerkennung wurde in vielen Fällen zu einer schier endlos anmutenden Bittstellerei (Berruezo León 1989).

Hier stellt sich die Frage der Überschattung des unabhängigen Lateinamerikas durch die weiter bestehende Abhängigkeit von Europa. Bekannt ist die Debatte zwischen der Dependenztheorie, die von einer Kontinuität der Abhängigkeit ausging, und den Modernisierungstheoretikern, die die Unabhängigkeit eher als Bruch deuteten. Sicherlich spricht einiges für die Kontinuitätsthese, denn die Handelsverträge verhinderten bestimmte Entwicklungsmöglichkeiten und schufen andererseits neue Abhängigkeiten vor allem im Hinblick auf den Außenhandel (Bernecker 1988). Andererseits muss man aber auch feststellen, dass das Niveau der Einbindung Lateinamerikas in die Weltwirtschaft in diesem Zeitraum noch sehr niedrig blieb, ja in manchen Regionen sogar rückläufig war. Besonders nach der ersten Schuldenkrise fielen weite Teile Lateinamerikas wieder aus dem Blickfeld der Europäer. Dass die damit verbundenen Chancen zu autonomer Entwicklung nicht genutzt wurden, ist nicht generell auf internationale Abhängigkeitsstrukturen, sondern in sehr erheblichem Maß auf die interne politische Instabilität und das damit einhergehende Wachstum der Korruption zurückzuführen.

Die Europäer bauten sich vor allem durch die Wirtschaftsbeziehungen in diesem Zeitraum einen bestimmenden Einfluss in Latein-

amerika auf (Abel/Lewis 1985). Kann man nun von einem "informal empire" sprechen? Sicherlich war Lateinamerika nach der politischen Unabhängigkeit nicht wirklich unabhängig und souverän geworden. Hinderlich wirkte lange Zeit die intransigente Haltung Spaniens, die die lateinamerikanischen Regierungen dazu trieb, den anderen europäischen Mächten große Zugeständnisse zu machen. Das führte zu problematischen Handels- und Finanzbeziehungen zu Europa einerseits und zu zahllosen Interventionen andererseits.

Wie änderten sich die Zwischenräume? Die Emanzipation vom alten Mutterland stand ganz im Zeichen der Abkehr von dessen vermeintlich reaktionärer Erbschaft, die aber die lateinamerikanische Gegenwart noch stark überschattete. Deshalb war die Hinwendung zum Europa der Aufklärung und des Liberalismus eine folgerichtige Entscheidung. Für Teile der Eliten bot dieses Europa alles das, was man sich für Amerika auch erhoffte, war Europa also die Zukunft und der Mittelpunkt der Welt. Diese Wahrnehmung Europas als Quelle von Fortschritt und Kultur war insbesondere auf Frankreich und England fokussiert. Durch ihre Reisen kamen die fortschrittlichen Oberschichten mit dieser Kultur in direkten Kontakt (Fey/Racine 2000). Ihre Bemühungen, diese zu imitieren, führten teils zu weitreichenden Ergebnissen.<sup>3</sup> So war auch die Bezeichnung "Lateinamerika" ein Produkt, das sich durch den französischen Panlatinismus auch im südlichen Amerika durchsetzte (Ibold 1998). Von einer Europäisierung Lateinamerikas in diesem Zeitraum wird man aber dennoch nur mit Vorbehalt sprechen können.

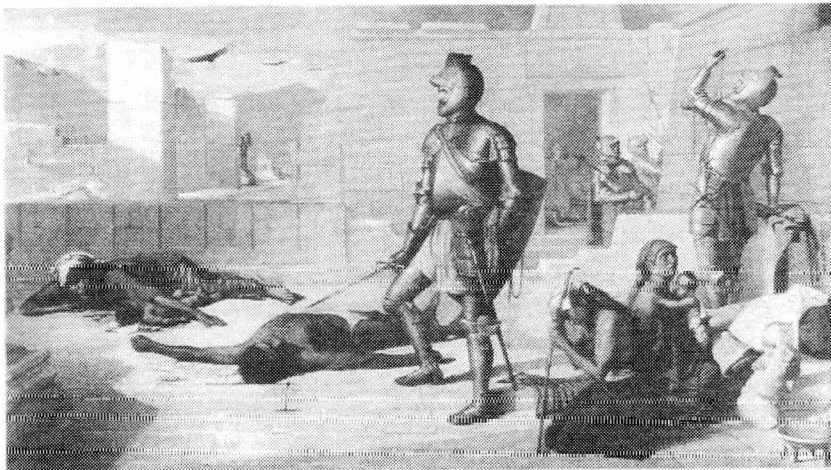
Große Teile der lateinamerikanischen Eliten ordneten sich in diesem Zeitraum also direkt dem eurozentrischen Diskurs ein und stützten ihn durch ihr Imitationsverhalten. Selbst diejenigen, die sich in ihren Identitätskonstruktionen eher auf die indigene Vergangenheit rekurrten, konnten sich dem Eurozentrismus nicht entziehen. Das Gemälde des mexikanischen Künstlers Félix Parra von 1877 zeigt eine Perspektive, wonach die heldenhaften Opfer der *conquista* den spanischen Eroberern – hier nur am schnöden Mammon interessiert – moralisch weit überlegen waren. Deutlich wird hier auch die Inanspruchnahme der indianischen Vergangenheit, die aber auf diesem Gemälde geradezu antikisierend dargestellt wird – man beachte die makellose

---

3 Sehr schöne Beispiele dafür bei Molina Jiménez (1999).

Schönheit der Ruinen, ja selbst der toten Azteken. Bilder wie dieses und viele andere wiesen aber nur wenig Bezug zur Realität der indigenen Bevölkerung im eigenen Land auf. Die Azteken, die man hier sah, gehörten einer ausgestorbenen glorreichen Rasse der Antike an, auf die man sich zurückbeziehen konnte.

**Abb. 3: Félix Parra, “Escena de la Conquista” (Mexiko 1877)**



Quelle: Peter Beardsell, *Europe and Latin America* (2000: 91).

Allerdings rebellierten breite Schichten jener indigenen Bevölkerung teils durchaus erfolgreich gegen die Modernisierungsansätze oder widersetzten sich auf andere Art und Weise. Grund dafür war, dass die Massen der Bevölkerung von den europäischen Modellen ausgeschlossen blieben. Für sie bedeutete deren Übernahme und die des rhetorischen Liberalismus eher die Vertiefung der Armut und den Verlust von Sicherheiten. Die Schwächung des Staates und die Stärkung der individuellen Rechte nützten letztlich vor allem den Starken, während die Schwachen, wie z.B. die indianische Bevölkerung, ihre gemeinschaftlichen Bindungen verloren. Der Versuch einer Europäisierung ohne Rücksicht auf Verluste war für viele Menschen mit hohen Kosten verbunden. So war es letztlich nur eine sehr unvollständige Unabhängigkeit, die Lateinamerika am Ende einer turbulenten Epoche seiner Geschichte zwischen 1800 und 1870 erreicht hatte. Von einer Gleichberechtigung in den Außenbeziehungen also im völker-

rechtlichen Sinne, von einer Emanzipation, war man noch ebenso weit entfernt wie von einer Verringerung der sozialen Ungleichheit im Inneren.

## **5. Zwischen Imperialismus und Weltkriegen**

Durch die immer enger werdenden Handelsbeziehungen mit Europa, durch Investitionen in Handel, Gewerbe und Bankgeschäfte wurde Lateinamerika seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend in das Weltwirtschaftssystem eingebunden (Bulmer-Thomas 1994). Die Rolle des Subkontinents als Lieferant von Rohstoffen und Abnehmer von europäischen Fertigwaren war unumstritten. Wie sich dies etwa im Fall des Handelsaustausches auswirkte, war im Fall der einzelnen lateinamerikanischen Staaten jeweils aber sehr unterschiedlich. Diese Unterschiede im Einzelfall zeigen sich auch bei der Bewertung der europäischen Investitionen und der Einwanderung. Wiederrum kam ein Bündel von Faktoren – Interesse der lateinamerikanischen Oberschichten, Angebote der Europäer – zusammen, so dass sich der Streit, ob es sich nun um externe oder interne Auslöser der Abhängigkeit gehandelt hat, kaum lösen lässt. Wenn man dennoch eine Verallgemeinerung wagen will, dann kann man aber sicher sagen, dass die Modernisierungsbemühungen, die ja hinter der Weltmarktintegration standen, wenn überhaupt, dann nur zu partiellem Wandel führten. Viele soziale Gruppen blieben davon ebenso unberührt wie große Teile der Wirtschaft und ganze Großregionen. Von dem Wandel, der tatsächlich stattfand, profitierten in der Regel nur die kleinen Oberschichten zumeist in den Hafenstädten und in den für die Exportwirtschaft produzierenden Regionen. Die Monokulturen und die Konzentration des Bodens sowie die Vernachlässigung der autochthonen Entwicklungsmöglichkeiten in Handwerk und Industrie wirkten sich vor allem für die ärmeren Bevölkerungsschichten problematisch aus.

Kann man nun in diesem Zeitraum von einer Europäisierung Lateinamerikas sprechen? Das hängt sicher von der Definition ab: positiv gedacht im Sinne der liberalen Eliten, die darunter eine Annäherung an europäische Entwicklungsstandards verstanden, sicherlich nicht. Aber auch negativ gedacht im Sinne der Kritiker, die darin die vollständige Vereinnahmung Lateinamerikas durch Europa sahen,

sicherlich ebenso wenig. Eine Europäisierung lag aber wohl vor im Sinne der Ausrichtung und des Verhaftetseins in den Vorgaben der Alten Welt, über die hinaus zu denken oder eigene Wege zu gehen in diesem Zeitraum ausgesprochen schwer, wenn nicht unmöglich war.

Dieses Gebundensein an Europa wurde noch durch die machtpolitischen Strukturen unterstrichen. Der Imperialismus Europas in Lateinamerika war insofern neu und unterschied sich vom klassischen Kolonialismus, als er keine formelle Kolonialherrschaft mehr anstrebte (Randall/Mount 1998; McBeth 2001). Mit dem unrühmlichen Ausgang des französischen Abenteuers in Mexiko, dem Scheitern der spanischen Rekolonisierungsbemühungen in den 1860ern (Heredia 1998) und der Niederlage der Spanier im Krieg gegen die Kubaner und US-Amerikaner (Bernecker 1998) war die Epoche der europäischen Kolonialherrschaft in Lateinamerika endgültig beendet. Andererseits traten die europäischen Mächte, darunter Emporkömmlinge wie Deutschland und Italien, im Kontext der zunehmenden internationalen Rivalitäten wesentlich aggressiver auf als je zuvor. Dadurch und durch die Diskussionen der Kolonialenthusiasten in Europa konnte in Lateinamerika der begründete Eindruck entstehen, dass die europäischen Mächte eine Aufteilung des Subkontinents beabsichtigten.

Auch in den USA sah man das so und reagierte darauf, indem die Monroe-Doktrin entscheidend ausgeweitet wurde. Letztlich nahmen die Europäer die Ausweitung der US-amerikanischen Macht auf ihre Kosten erstaunlich widerstandslos hin. Eine Erklärung dafür lässt sich nur in der Konstellation des internationalen Mächtesystems am Vorabend des Ersten Weltkriegs finden, in der die USA zu einem umworbenen potenziellen Partner aufstiegen (Rinke 1992). Zwar war es den meisten Zeitgenossen noch nicht klar, aber die europäischen Interventionen in souveränen lateinamerikanischen Staaten waren mit der Venezuelakrise von 1902/03 ein für allemal beendet.

Lateinamerika war aber nicht nur Spielball der Mächte. Wie die intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Imperialismus etwa durch José Martí und andere sowie die völkerrechtlichen Überlegungen von Carlos Calvo bis Luis Drago zeigten, entwickelten die Lateinamerikaner in diesem Zeitraum eigene Vorstellungen über die Veränderung ihrer internationalen Lage. Dabei ging es um selbstbewusste Entwürfe völkerrechtlicher Eigenständigkeit, die im 20. Jahrhundert an Relevanz gewinnen sollten.



Die Räume zwischen den Welten veränderten sich in diesem Zeitraum entscheidend. Das zeigte sich vor allen Dingen im Zusammenhang des Ersten Weltkriegs. Der Krieg in Europa schuf zahlreiche Probleme für Lateinamerika. Trotz ihrer Neutralität konnten sich die Staaten der Region nicht auf sich selbst zurückziehen, denn die europäischen Kriegsgegner achteten die Rechte der Neutralen kaum. Lateinamerikanische Initiativen zur Stärkung dieser Rechte blieben rar und scheiterten an den innerlateinamerikanischen Gegensätzen oder am Druck der europäischen Mächte und der USA. Der Wirtschaftskrieg der Alliierten mit der Blockade Deutschlands, der Einschränkung des neutralen Handels und insbesondere der schwarzen Listen betraf alle lateinamerikanischen Staaten, die sich dadurch eines Teils ihrer staatlichen Souveränität beraubt sahen, dagegen aber nichts unternehmen konnten. Auch die Propaganda der beiden Kriegsparteien trug den zunächst rein europäischen Konflikt nach Lateinamerika und sorgte dafür, dass sich hier ein neuartiges, abstoßendes Bild von Europa festsetzte.

Entscheidend für die historische Entwicklung des Subkontinents waren die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen des Krieges (Albert 1988). Das Ende des klassischen liberalen Weltwirtschaftssystems löste große Wandlungen in den lateinamerikanischen Volkswirtschaften und Gesellschaften aus. Die einseitige wirtschaftliche Orientierung auf Europa wurde in vielen Ländern durch eine Umorientierung auf die Vereinigten Staaten ersetzt. Die US-amerikanische Führungsrolle in Politik und Wirtschaft wurde während des Krieges unumkehrbar. Gleichzeitig kam es im kleinen Rahmen in Lateinamerika auch zu ersten Industrialisierungsansätzen, die aber durch die Versorgungsengpässe und den Exportboom behindert wurden. Insgesamt war der erwachende Nationalismus ein wichtiges Element, das die weiteren Beziehungen Lateinamerikas zu Europa entscheidend bestimmen sollte. Auch die sozialen Veränderungen wie der Aufstieg von Arbeiterschaft und Mittelschicht, die bereits vor dem Krieg angelegt gewesen waren, sollten zu wichtigen Parametern für diese Beziehungen werden.

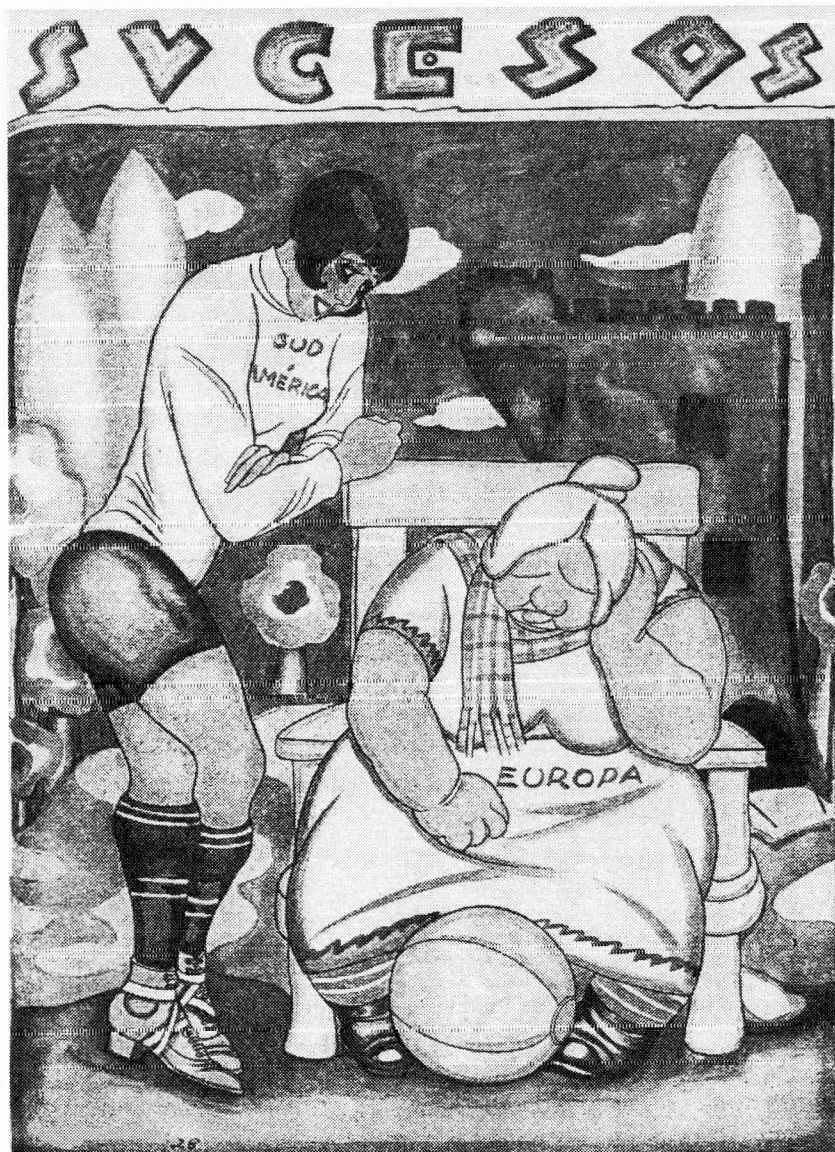
Der Kriegseintritt einiger lateinamerikanischer Staaten an der Seite der Alliierten machte das Jahr 1917 auch für die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa zu einem historischen Wendejahr. Damit waren die Staaten des Subkontinents zumindest theoretisch

erstmalig aus der Objektrolle der Weltpolitik herausgetreten und als eigenständige Subjekte in Erscheinung getreten. Auch wenn ihr Beitrag zum Weltkrieg bescheiden blieb, bedeutete dies ein wichtiges neues Element für die Beziehungen zu Europa (Weinmann 1994). Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Erste Weltkrieg einen scharfen Schnitt in den Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika und das Ende einer Epoche dynamischen Wachstums der europäischen Interessen in Lateinamerika bedeutete. War er aber deshalb in der Tat der große Wendepunkt in der Geschichte der Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa, wie ich eingangs schon gefragt hatte? Hinsichtlich der Außenorientierung der lateinamerikanischen Wirtschaften wird man die Frage in vielen Fällen bejahen können. Mit Blick auf die politischen und kulturellen Beziehungen aber erscheint die Antwort nicht so klar, denn hier wirkten viele Kontinuitätslinien aus der Vorkriegszeit weiter.

Die Ambivalenz zeigte sich auch in der Zwischenkriegszeit. Einerseits ist deutlich erkennbar, dass durch die Mitgliedschaft im Völkerbund, durch den neuen Nationalismus und durch die Weltwirtschaftskrise neue Elemente in das Beziehungsgeflecht einfließen (Rinke 1996). Vereinfacht kann man sagen, dass Lateinamerika in diesem Zeitraum wesentlich selbstbewusster Europa gegenüber auftrat. Das zeigte sich etwa an der lateinamerikanischen Diplomatie im Völkerbund. Diese zielte darauf ab, den Einfluss der US-Amerikaner und ihrer Monroe-Doktrin einzudämmen. Noch deutlicher wurde dieses Selbstbewusstsein an den geradezu manifestartigen Äußerungen vieler lateinamerikanischer Intellektueller über die kulturelle Identität der eigenen Region und die Notwendigkeit der Rückbesinnung auf das indianische Erbe (Miller 1999). Dabei spielte die Idee der Jugend Lateinamerikas eine entscheidende Rolle. Europa, so hieß es, sei alt, Lateinamerika dagegen sei jung und habe eine große Zukunft. Dafür wurden nun alle möglichen Indizien herangezogen – so auch die Triumphe lateinamerikanischer Fußballmannschaften gegen europäische Gegner. Wie diese Karikatur zeigt, wurde der Sport zum Maßstab nationalen Selbstbewusstseins. Hier sagt das alte Europa zur jungen sportlichen Dame Lateinamerika resignierend: „Es ist natürlich, dass Ihr mehr Tore macht als ich. Deshalb gehört Euch der Ball. Die Jugend setzt sich durch“. Dies sollte natürlich nicht nur für den Sport, sondern auch für die Politik gelten.

**Abb. 4: Lateinamerika und Europa in den 1920ern**

“Las campeonas”, *Sucesos* (Santiago de Chile, 28. Juni 1928), Titelblatt



Hinzu kam eine Vorstellung, die Amerika wieder – wie schon in der Utopie des Thomas Morus – als Alternative zu Europa auffasste. Der Kulturelle Nationalismus grenzte sich von Europa ab, wollte über Europa hinausgehen. Nach dieser Auffassung konnte und sollte Lateinamerika besser sein, weil es jünger war. Es sollte nicht mehr nur die Utopie Europas sein, sondern seinen eigenen Weg gehen. Dabei handelte es sich um eine Zukunftsvorstellung, die aus einer bestimmten Interpretation der eigenen Geschichte resultierte und vor dem Hintergrund einer konkreten politischen Herausforderung in der Gegenwart zu sehen ist.

In wirtschaftlicher Hinsicht waren lateinamerikanische Regierungen schon früh bemüht, die geschwächten Europäer durch nationalistische Maßnahmen in die Schranken zu weisen. Ein weiteres neues Element war sicherlich auch die Vertiefung der wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten, die in den 1920er Jahren die Europäer vielerorts als wirtschaftliche Führungsmacht verdrängten. Neue Anleihen kamen nun fast nur noch aus New York und sie flossen reichlich.

Doch war diese Hegemonie keineswegs unerschütterlich, wie die Weltwirtschaftskrise zeigte. In diesem Zeitraum gelang es einzelnen europäischen Staaten, ihre Handelsbeziehungen zu Lateinamerika durch bilaterale Austauschabkommen auf Kosten der Konkurrenz zu intensivieren. Geradlinig war der Bedeutungsverlust Europas in Lateinamerika seit 1914 also nicht, wenngleich in der Rückschau ein langfristiger Trend unverkennbar ist. Doch war durch die Wirksamkeit des neuen Nationalismus ohnehin kein bloßes Ersetzen der einstigen europäischen Dominanz durch die US-amerikanische möglich. Neue Elemente wie Populismus, Industrialisierung und Massenkultur brachten eine neue Dynamik in die internationalen Beziehungen Lateinamerikas, ohne dass sich die grundsätzliche Asymmetrie deswegen entscheidend verändert hätte.

Wie der Erste Weltkrieg bedeutete der Zweite einen Bruch in den Beziehungen Lateinamerikas zu Europa (Humphreys 1981/82). Das entscheidende Element dabei war die unumstrittene Vormachtrolle der Vereinigten Staaten. Die USA verdrängten Europa aus fast allen noch verbliebenen wirtschaftlichen Positionen und wurden darüber hinaus auch zur eindeutigen moralischen und kulturellen Vormacht während der Kriegsjahre. Wenn sie auch die Sorge vor der faschistischen Ge-

fahr nicht vollständig teilen, so sympathisierten doch die meisten lateinamerikanischen Regierungen ebenso wie die Öffentlichkeit in fast allen Ländern mit der antifaschistischen Politik Washingtons, die noch dazu durch die Rhetorik der guten Nachbarschaft versüßt war.

Die gemeinsamen Verteidigungsanstrengungen gegen diese Bedrohung aus Europa überließen sie in der Regel den USA, die auch wirtschaftlich für die Stabilität in der Region sorgten (Friedman 2003). Die zunehmende einseitige Abhängigkeit, die dieser Verlust der Bindungen an Europa mit sich brachte, wurde durchaus sorgenvoll beobachtet, aber man hatte keine andere Wahl. Im Einzelnen wies die Haltung der lateinamerikanischen Staaten zum Krieg durchaus graduelle Unterschiede auf. Sie reichte von der bedingungslosen Gefolgschaft für die USA seitens der karibischen und zentralamerikanischen Staaten bis hin zum Festhalten an der Neutralität, bis es schon fast zu spät war im Fall Argentiniens. In Funktion zu den Beziehungen zu den USA änderten sich die Parameter der Beziehungen zu Europa in diesen Jahren entscheidend. Allerdings zeigten die Interessengegensätze zwischen Lateinamerika und den Vereinigten Staaten in Chapultepec und San Francisco, dass die Kriegsallianz brüchig war und dass die USA nun andere Prioritäten setzten. Auf lange Sicht bot dies neue Chancen für die Wiederanknüpfung der Beziehungen zu Europa. Das zeigte sich etwa auch schon früh an der Frage der Flüchtlinge. Zum ersten Mal seit langem übte Lateinamerika auf verfolgte Europäer wieder den Reiz der Freiheit aus.

## **6. Ende Europas oder Neuanfang?**

Auf der Basis transnationaler Verbindungen vor allem im Bereich der Wirtschaft gelang den Lateinamerikanern schon bald nach Kriegsende die Wiederanknüpfung der Beziehungen zu Europa. Allerdings war die Dimension dieser Beziehungen erheblich geschrumpft und stand fast zwei Jahrzehnte so stark im Schatten der Beziehungen zu den USA, dass sie kaum erkennbar waren. Die intensivsten Kontakte blieben auf der informellen Ebene z.B. durch die Welle der europäischen Nachkriegsauswanderung (Meding 1992). Sie zog aber das Interesse nur dann auf sich, wenn es Sensationen und Gerüchte um Nazi-Flüchtlinge zu vermelden galt und ebte ohnehin bald ab, um Mitte der fünfziger Jahre endgültig auszulaufen.

Auf formeller Ebene war die Situation lange Zeit düster. Die ursprüngliche Konkurrenzsituation um die US-amerikanische Wirtschaftshilfe löste sich bald wieder auf und Europa nahm seinen Platz unter den Industrieländern wieder ein und wurde zum Zentrum des Kalten Krieges. Lateinamerika lag demgegenüber lange Jahre wenig beachtet im Abseits. Das galt auch für die Rolle in den internationalen Organisationen, die man 1945 mit hochfliegenden Plänen mitbegründet hatte und in denen man nun nur eine marginale Rolle spielte. Die alten europäischen Vormächte England und Frankreich kehrten sich fast vollständig vom Subkontinent ab, waren sie doch viel zu sehr mit ihren eigenen Problemen und den Dekolonisationsprozessen in Asien und Afrika beschäftigt. Allerdings gab es auch Ausnahmen. Der Wiederaufbau der deutschen Außenbeziehungen hatte der Sympathie der lateinamerikanischen Staaten vieles zu verdanken (Jerofke 1993).

Neben Westeuropa gewannen aber ab 1959 durch die kubanische Revolution die Beziehungen zur Sowjetunion und zum Ostblock neue Relevanz (Miller 1989). Allerdings war die Intensität der Beziehungen begrenzt. Zu schwach war das Interesse des Ostblocks auch aus taktischen Erwägungen. Zu selbstständig war auch schon der Kurs der lateinamerikanischen Staaten. Sowohl Kuba als auch Chile zeigen, dass die revolutionäre Linke in Lateinamerika andere vom europäischen orthodoxen Kommunismus unabhängige Wege beschritt. Ideologisch vorbereitet durch die Dekolonisierung und die Ideen des Dritten Wegs der Blockfreien wollten die revolutionären Eliten einen eigenständigen Pfad in Abkehr von Europa gehen.

Mit dem Ende des Kalten Krieges ist die beschriebene Konstellation verschwunden. In einer zunehmend komplexer werdenden Welt hat das Ost-West- beziehungsweise Nord-Süd-Schema an Erklärungskraft eingebüßt. Was bedeutet dies für die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa? Wie sehen die Zwischenräume heute aus? Das große Interesse in Lateinamerika an Europa bleibt auch nach 1990 bestehen und hat sich aufgrund der US-amerikanischen weltpolitischen Alleingänge im Nachgang zum 11. September 2001 noch verstärkt. Bereits seit den 1970er Jahren haben sich die interparlamentarischen Konsultationen zwischen dem europäischen und dem lateinamerikanischen Parlament institutionalisiert (Hoffmann 2000; Mols 2002). Seit 1990 gibt es regelmäßige Treffen der Außenminister. 2002 (Madrid) und 2004 (Guadalajara) kam es zu europäisch-lateinamerikani-

schen Gipfeltreffen, wenn deren Abschlusserklärungen auch eher dürftig waren. In wirtschaftlicher Hinsicht ist das Bild ambivalent: Einerseits ist die EU für Lateinamerika der zweitwichtigste Handelspartner nach den USA. Andererseits hat Lateinamerika nur einen Anteil von weniger als 5% am europäischen Außenhandel.

Dafür ist die Welle der europäischen – und vor allem spanischen – Direktinvestitionen nach Lateinamerika stetig gewachsen. Mancherorts spricht man schon von einer "zweiten Conquista"! Europa wird weiterhin als Alternative zu den USA verstanden. Dabei interessiert vor allem das europäische Modell des Sozialstaats, aber auch der regionalen Integration. Möglichkeiten der Zusammenarbeit werden heute etwa bei der Reform der Vereinten Nation oder auch bei den WTO-Verhandlungen gesehen beziehungsweise angestrebt. Ähnliches gilt für die Umwelt- und Klimapolitik. Aber es bestehen auch noch viele Probleme für eine engere Partnerschaft. Da ist zum einen das Problem der lateinamerikanischen Instabilität, nicht zuletzt bedingt durch die Korruption. Des Weiteren sind viele lateinamerikanische, aber auch europäische Staaten noch immer zögerlich, wenn es um die Aufgabe bestimmter nationaler Souveränitätsrechte geht.

Die Zwischenräume werden in einer sich rasant verändernden Welt heute vor allem durch transnationale Netze von zivilgesellschaftlichen Akteuren bestimmt. Denkt man etwa an das Weltsozialforum, dann sieht man, welche prominente Rolle hier lateinamerikanische und europäische NGOs spielen. Auch die regelmäßigen Treffen zivilgesellschaftlicher Akteure aus Europa und Lateinamerika weisen in diese Richtung. Diese Netzwerke beeinflussen auch die gegenseitige Wahrnehmung, wenngleich es noch zu früh scheint, diese Entwicklungen abschließend zu beurteilen.

## 7. Zusammenfassung

Was bedeutete nun "Europa" für Lateinamerika im Laufe einer wechsellvollen Geschichte von mehr als 500 Jahren? Europa, so viel steht fest, war stets ein Fixpunkt für Lateinamerika, ein Reibungspunkt des Anderen, aus dem Identität konstruiert wurde, mit dem man aber auch über Jahrhunderte aufs Engste verbunden war. Die Auseinandersetzung mit der Alten Welt für die Entwicklungen in der Neuen blieb bis zum Ersten Weltkrieg vielfältig und zentral für fast alle lateinameri-



kanischen Staaten. In den politischen und sozioökonomischen Beziehungen lassen sich Phasen höherer und niedrigerer Intensität erkennen. Phasen hoher Intensität werden etwa um die Unabhängigkeitsphase und in der Phase der Weltmarktintegration deutlich. Eine niedrigere Intensität zeichnete die Beziehungen dagegen immer dann aus, wenn Lateinamerika oder Europa in einer Krise waren. In diesen Phasen gab es eher einen Rückbezug auf das jeweils Eigene, wobei die Selbstvergewisserung durch Abgrenzung vom anderen aber durchaus auch eine Rolle spielte. Ihre Stabilität erhielten die Beziehungen in ihrer historischen Dimension durch transnationale Akteure, deren Bedeutung sich auch heute wieder zeigt.

Inwieweit bestimmte Europa die Entwicklungen auch im unabhängigen Lateinamerika des 19. und 20. Jahrhunderts? Das heißt, inwieweit gab es bestimmte Entwicklungsmöglichkeiten vor und verhinderte andere? Europa hat in der Tat lange Zeit durch Handel und politische Interventionen, aber auch durch die Vorgabe bestimmter Werte und kultureller Vorbilder die Entwicklungen entscheidend vorgeprägt. Es fand aber nie eine "Europäisierung" im Sinne einer völligen Vereinnahmung statt. Gegenwehr und Aneignung prägten die Begegnungen. Das Ergebnis war eine hybride Eigenständigkeit.

Machtungleichgewichte und Abhängigkeiten zwischen den beiden Polen spielten dabei eine wichtige Rolle. Die Asymmetrie in den Beziehungen blieb bis in unsere Zeit erhalten. Aber schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts wuchs das lateinamerikanische Selbstbewusstsein unter anderem durch die Mitarbeit in internationalen Organisationen. Dabei gab es eine deutliche Tendenz, sich aus den Zwängen einer eurozentrischen Weltsicht zu befreien. Über lange Phasen der lateinamerikanischen Geschichte war der Eurozentrismus das zu Überwindende. Die Wege, die man in diesem Zusammenhang beschritt, waren und sind vor allem im 20. Jahrhundert immer wieder durch die Konstruktion eines kulturellen Essenzialismus indigenistischer Prägung vorbestimmt. Die Frage, ob diese Form der "ReOrientierung" – in leichter Abwandlung des Frank'schen Verständnisses – zum Erfolg und das heißt zu einer autonomen, an den spezifischen lateinamerikanischen Bedürfnissen orientierten Entwicklung führt, muss offen bleiben. Vielversprechender scheint es, auf die sich verdichtenden Zwischenwelten zu setzen, die sich als durchaus positiv zu verstehender



Effekt der neuen Globalisierung des späten 20. Jahrhunderts zunehmend verdichten.

## Literaturverzeichnis

- Abel, Christopher/Lewis, Colin (Hrsg.) (1985): *Latin America, Economic Imperialism, and the State*. London: Athlone.
- Albert, Bill (1988): *South America and the First World War: The Impact of the War on Brazil, Argentina, Peru and Chile*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Amin, Samir (1989): *Eurocentrism*. New York: Monthly Review.
- Beardsell, Peter (2000): *Europe and Latin America: Returning the Gaze*. Manchester: Manchester University Press.
- Bernecker, Walther, L. (1988): *Die Handelskonquistadoren: Europäische Interessen und mexikanischer Staat im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Steiner.
- (1992): "Das Verhältnis Europa – Lateinamerika im 19. Jahrhundert". In: Elvert, Jürgen/Salewski, Michael (Hrsg.): *Staatenbildung in Übersee*. Stuttgart: Steiner, S. 21-46.
- (Hrsg.) (1998): *1898: Su significado para Centroamérica y el Caribe*. Frankfurt am Main: Vervuert.
- Berruero León, María Teresa (1989): *La lucha de Hispanoamérica por su independencia en Inglaterra, 1800-1830*. Madrid: Ed. de Cultura Hispánica.
- Bitterli, Urs (1976): *Die 'Wilden' und die 'Zivilisierten': Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*. München: Beck.
- Blaut, James M. (1993): *The Colonizer's Model of the World: Geographical Diffusionism and Eurocentric History*. New York: Guilford.
- Bulmer-Thomas, Victor (1994): *The Economic History of Latin America since Independence*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Collier, Simon (1967): *Ideas and Politics of Chilean Independence, 1808-1833*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (2002): "Geteilte Geschichten: Europa in einer postkolonialen Welt". In: Dies. (Hrsg.): *Jenseits des Eurozentrismus: Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus, S. 9-49.
- Dirlik, Arif (2002): "History without a Center? Reflections on Eurocentrism". In: Fuchs, Eckhardt (Hrsg.): *Across Cultural Borders: Historiography in Global Perspective*. Lanham: Rowman & Littlefield, S. 247-284.
- Fey, Ingrid E./Racine, Karen (Hrsg.) (2000): *Strange Pilgrimages: Exile, Travel, and National Identity in Latin America, 1800-1990's*. Wilmington: Scholarly Resources.
- Frank, André Gunder (1998): *ReOrient: Global Economy in the Asian Age*. Berkeley: University of California Press.

- Friedman, Max Paul (2003): *Nazis and Good Neighbors: The United States Campaign Against the Germans of Latin America in World War II*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fuchs, Eckhardt (Hrsg.) (2002): *Across Cultural Borders: Historiography in Global Perspective*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Hauck, Gerhard (2003): *Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes: Wider den Eurozentrismus der Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Heredia, Edmundo A. (1998): *El imperio del guano: América Latina ante la guerra de España en el Pacífico*. Córdoba: Alción Ed.
- Hoffmann, Karl-Dieter (2000): "Die EU und Lateinamerika: Chancen und Grenzen einer *special relationship*". In: Schubert, Klaus (Hrsg.): *Die Europäische Union als Akteur der Weltpolitik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 187-204.
- Humphreys, Robert A. (1981/82): *Latin America in the Second World War*, 2 Bde. London: Athlone.
- Ibold, Frank (1998): "Die Erfindung Lateinamerikas: Die Idee der *latinité* im Frankreich des 19. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen auf die Eigenwahrnehmung des südlichen Amerika". In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Heinz, S. 77-98.
- Jerofke, Hans-Christoph (1993): *Der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaftsbeziehungen mit Südamerika nach dem Zweiten Weltkrieg: Die Genesis der vertraglichen Rahmenbedingungen 1949 bis 1958*. Frankfurt am Main: Lang.
- Kneuer, Marianne (1992): "Das Europabild Lateinamerikas". In: *Politische Meinung* 275, S. 87-94.
- König, Hans-Joachim (1988): *Auf dem Wege zur Nation: Nationalismus im Prozeß der Staats- und Nationbildung Neu-Granadas, 1750-1856*. Stuttgart: Steiner.
- (1992): *Die Entdeckung und Eroberung Amerikas*. Freiburg: Ploetz.
- (2003): "Europa in der Sicht Lateinamerikas". In: Schreiber, Waltraud (Hrsg.): *Europa*. Neuried: Ars Una, S. 331-384.
- (2005): "Columbian Exchange". In: *Enzyklopädie der Neuzeit*. Stuttgart: Metzler, Bd. 2, Sp. 792-796.
- (2006): "Die Mythisierung der 'Conquista' und des 'Indio' zu Beginn der Staats- und Nationbildung in Hispanoamerika". In: Ders.: *Von Kolumbus bis Castro: Aufsätze zur Geschichte Lateinamerikas*. Stuttgart: Heinz, S. 147-162.
- Koselleck, Reinhart (Hrsg.) (1979): *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lewis, Martin W./Wigen, Karen E. (1997): *The Myth of Continents: A Critique of Metageography*. Berkeley: University of California.
- McBeth, Brian S. (2001): *Gunboats, Corruption, and Claims. Foreign Intervention in Venezuela, 1899-1908*. Westport: Greenwood Press.
- Meding, Holger M. (1992): *Flucht vor Nürnberg? Deutsche und österreichische Einwanderung in Argentinien, 1945-1955*. Köln: Böhlau.

- Menzel, Ulrich (2004): "Eurozentrismus versus ReOrientierung". In: Ders.: *Paradoxien der neuen Weltordnung*. Politische Essays. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Miller, Nicola (1989): *Soviet Relations with Latin America, 1959-1987*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1999): *In the Shadow of the State: Intellectuals and the Quest for National Identity in Twentieth Century Spanish America*. London: Verso.
- Molina Jiménez, Iván (1999): "Mercancias culturales". In: Zeuske, Michael/Schmieder, Ulrike (Hrsg.): *Regiones europeas y Latinoamérica, siglos XVIII-XIX*. Frankfurt am Main: Vervuert, S. 271-282.
- Mols, Manfred (2002): "Die Europäische Union und Lateinamerika". In: Weidenfeld, Werner (Hrsg.): *Europa-Handbuch*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 660-670.
- Pagden, Anthony (1996): *Das erfundene Amerika: Der Aufbruch des europäischen Denkens in die Neue Welt*. München: Diederichs.
- Pérez Herrero, Pedro (1992): *América Latina y el colonialismo europeo, siglos XVI-XVIII*. Madrid: Síntesis.
- Rabasa, José (1993): *Inventing America: Spanish Historiography and the Formation of Eurocentrism*. Norman: University of Oklahoma Press.
- Randall, Stephen/Mount, Graeme S. (1998): *The Caribbean Basin: An International History*. London: Routledge.
- Rinke, Stefan (1992): *Zwischen Weltpolitik und Monroe Doktrin: Botschafter Speck von Sternburg und die deutsch-amerikanischen Beziehungen, 1898-1908*. Stuttgart: Heinz.
- (1996): "Der letzte freie Kontinent": *Deutsche Lateinamerikapolitik im Zeichen transnationaler Beziehungen, 1918-1933*. Stuttgart: Heinz.
- (2001): "Pillars of the Republics: Early Monuments and the Politics of Memory in the Post-Colonial Americas". In: *Iberoamericana* 1 (4/2001), S. 91-111.
- (2003): "'Grenze' als Urfahrung in Lateinamerika: Mapuche in Chile zwischen Mythos und Verleugnung". In: Ders. et al. (Hrsg.): *Abgrenzen oder Entgrenzen: Zur Produktivität von Grenzen*. Frankfurt am Main: IKO, S. 111-130.
- (2005): "Demographische Katastrophe". In: *Enzyklopädie der Neuzeit*. Stuttgart: Metzler, Bd. 2, Sp. 895-899.
- Said, Edward W. (1978): *Orientalism*. New York: Vintage.
- Schäfer, Wolf (1994): *Ungleichzeitigkeit als Ideologie: Beiträge zur historischen Aufklärung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Schmitt Eberhard et al. (Hrsg.) (1984): *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*. Bd. 2: *Die großen Entdeckungen*. München: Beck.
- Todorov, Tzvetan (1985): *Die Eroberung Amerikas: Das Problem des Anderen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weinmann, Ricardo (1994): *Argentina en la Primera Guerra Mundial*. Buenos Aires: Biblos.

- Wolf, Eric R. (1982): *Europe and the People Without History*. Berkeley: University of California Press.
- Wolff, Hans (Hrsg.) (1992): *America: Das frühe Bild der Neuen Welt*. München: Prestel.
- Young, Robert (1990): *White Mythologies: Writing History and the West*. London: Routledge.
- Zedler, Johann Heinrich (Hrsg.) (1741): *Großes vollständiges Universal Lexikon aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 8. Leipzig: Zedler.

Janett Reinstädler

## **Sehnsucht nach dem Boulevard? Zur kolonialen Selbstinszenierung im Theater von Martinique und Guadeloupe<sup>1</sup>**

In der Karibik manifestieren sich in besonderer Weise die seit jeher konflikthaften Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika. Hier starteten die Eroberer ihren Vernichtungszug durch die 'Neue Welt' und hierhin zogen sie sich zurück, als der Kontinent seine Unabhängigkeit durchsetzte. Auf den Antillen erkämpfte eine blutige Sklavenrevolte die Schwarzenrepublik Haiti, führten die Kubaner mehrere Unabhängigkeitskriege zur Lösung von Spanien, während andere Inseln bis heute (weitgehend) widerspruchsfrei zum europäischen Territorium gehören. Anders als England und Spanien war Frankreich eine weniger erfolgreiche Kolonialmacht in der Region: Erst im 17. Jahrhundert besetzte es verschiedene kleinere, wenig lukrative und deshalb kaum umkämpfte Inseln und geriet in der Folgezeit immer wieder durch die Angriffe der verbliebenen Ureinwohner, Überfälle von Piraten und die militärischen Offensiven konkurrierender europäischer Marineeinheiten in Bedrängnis. Alle 'französischen' Karibikinseln wechselten mehrfach ihre politischen Zugehörigkeiten und nach der traumatischen Niederlage in Saint-Domingue gelang den französischen Machthabern im 19. Jahrhundert lediglich die Sicherung der Sklavenkolonien Guadeloupe und Martinique. Gleichwohl provozierten die jakobinischen *Maxime Liberté, Égalité* und *Fraternité* auch hier Unruhen, welche sich etwa in Martinique 1790 in Pogromen der Weißen gegen die aufstrebenden freien Farbigen entluden. Die dortige Kolonialelite war zugleich dezidiert gegen die Abschaffung der Sklaverei durch die Pariser Revolutionsregierung und unterstützte die Besetzung der Insel durch die Engländer im Jahr 1794, die wiederum das

---

1 Dieser Aufsatz entstammt – in leicht abgeänderter Form – meiner Habilitationsschrift *Die Theatralisierung der Karibik: (post)koloniale Inszenierungen auf den spanisch- und französischsprachigen Antillen im 19. Jahrhundert* (Humboldt-Universität zu Berlin, 2006).

Sklavensystem restituierten und in den nächsten zehn Jahren für eine vergleichsweise ruhige Lage sorgten. Im Großhafen Pointe-à-Pitre von Guadeloupe hingegen nahmen Angehörige der weißen Mittelschicht die Nachricht vom Sturm auf die Bastille zum Anlass, eigene Unabhängigkeitsbestrebungen zu artikulieren und organisierten ab September 1789 zahlreiche antifranzösische Demonstrationen, denen sich Soldaten, Dockarbeiter und Seeleute, unter ihnen viele freie Farbige, anschlossen. Als die Insel im Frühjahr 1794 ebenfalls von den Engländern besetzt wurde, entsandte Frankreich Truppen, die Guadeloupe noch im selben Jahr zurückeroberten. Mit der Guillotine im Gepäck unterwarf der Revolutionskommissar Victor Hugues mit aller Härte die Eliten der Insel und ließ über 800 des Royalismus verdächtige weiße Pflanzer und freie Farbige hinrichten. 1802 setzte sich das französische Militär ein weiteres Mal gegen antifranzösische Gruppierungen durch, konnte 1809 jedoch nicht die erneute Einnahme durch die Engländer verhindern. Erst 1815 sollte Guadeloupe, wie auch Martinique, wieder unter französischer Fahne stehen.<sup>2</sup>

Auf beiden Inseln existierte somit zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein komplexes Spannungsfeld interner wie externer Interessen, die bereits seit Jahrhunderten mit militärischen oder paramilitärischen Maßnahmen verfochten wurden. Nach 1815 war der Alltag weiterhin durch physische Gewalt gekennzeichnet, deren Pole einerseits die grausame Repression der Sklaven und andererseits die von den Unterdrückten immer neu durchgeführten blutigen Aufstände waren.

Die Situation gewann insbesondere durch das eklatante ethnische und soziale Ungleichgewicht auf den französischen Karibikinseln an Brisanz. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verfügte gut 10% der Bevölkerung (siehe Tabelle) über die ökonomische und militärische Macht, eine zahlenmäßig weit überlegene Mehrheit zu beherrschen und auszubeuten.

---

2 Vgl. zu den Geschichtsdaten Adélaïde-Merlande (1994: 162ff.); Nicolas (1996a: 288ff.); Geggus (1996) und Saco (2002).

Martinique					Guadeloupe
	1789	%	1835	%	1790 in %
‘blancs’	10.635	11	9.000	8	13
‘libres de couleur’	5.235	5	28.955	25	3
‘esclaves’	83.414	84	78.076	67	84
Gesamt	99.284	100	116.031	100	100
	(Nicolas 1996a: 238)		(Saco 2002: 163)		(Pérotin-Dumon 1996: 259)
Heute ca.	420.000				440.000

Nicht einmal nach der offiziellen Abschaffung der Sklaverei im Jahr 1848 konnte von einem Ende der Zwangsarbeit gesprochen werden, glichen doch die Kolonialisten den Mangel an billigen Arbeitskräften durch Anwerbungen indischer und afrikanischer Vertragsarbeiter aus, welche weiterhin unter den sklavenähnlichen Bedingungen der Schuldknechtschaft arbeiteten. Zu ihnen zählten auch viele Kinder, denn das Mindestalter, das das Gesetz für die ‘Angeworbenen’ vorschrieben, betrug lediglich sechs Jahre (Nicolas 1996b: 117). In der zweiten Jahrhunderthälfte konsolidierte die Oberschicht ihre Machtposition und sabotierte die Durchsetzung republikanischer Dekrete aus Europa so weit wie irgend möglich (Nicolas 1996b: 7ff.). Der Rassismus äußerte sich nach wie vor auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Beziehungen, sei es in schweren Misshandlungen farbiger Angestellter oder in der Hintertreibung der politischen Arbeit der neu gegründeten Organisationen und Parteien der Farbigen durch konservative Weiße (Nicolas 1996b: 90-93; Burand 2002). Gegen Ende des Jahrhunderts radikalisierte sich auf Guadeloupe der Widerstand der sozial marginalisierten Gruppen. Agitatorische Pressearbeit, die Bildung der *Union Républicaine* gegen die “blancs réactionnaires” und die Destabilisierung der öffentlichen Ordnung durch Streiks bestimmen die 1890er Jahre. Mit einer langen Serie von Brandstiftungen in öffentlichen Gebäuden und auf Plantagen verfolgte die schwarze Emanzipationsbewegung ab 1898 eine radikale Sabotagestrategie, die 1899 im Großbrand von Pointe-à-Pitre gipfelte. Noch im selben Jahr zerbrach die sozialistische Partei des Landes an der Debatte um die Legitimität von Gewalt im politischen Kampf (Thiébaut 1989: 129ff.). Auch spä-

tere Unabhängigkeitsbestrebungen schlugen fehl – beide Inseln sind bis heute Teil der französischen Republik.

Ungeachtet dieser konflikthaften, von Gewalt und sozialer Unsicherheit geprägten Situation, die noch durch zahlreiche Naturkatastrophen wie Erdbeben, Hurrikans, Überschwemmungen, Vulkanausbrüche, Epidemien usw. verschärft wurde, entwickelte sich im 19. Jahrhundert auf Martinique und Guadeloupe eine ausgeprägte Theaterlandschaft, die nur zum Teil mit der auch kulturell operierenden imperialistischen Kolonialstrategie und dem ökonomischen Aufschwung erklärt werden kann. Ganz Lateinamerika wurde im 19. Jahrhundert von einem Theaterfieber ergriffen, von dem noch heute die großen Theater wie das “Tacón” von Havanna, das “Teatro Colón” von Buenos Aires, das “Teatro Caracas” u.a. Zeugnis geben. Auch in den kleinstädtischen Zentren Fort-Royale und Saint-Pierre (Martinique) bzw. Pointe-à-Pitre und Basse-Terre (Guadeloupe) mit ihren nur 8.000-10.000 Einwohnern blühte mit dem Zuckerboom das Festleben in Privattheatern, Tanzveranstaltungen, Maskenbällen, Kabaretts und Kasinos auf. Im Folgenden wird gezeigt, welche zentrale Funktion diese Theaterwelt im 19. Jahrhundert für die koloniale Selbstinszenierung – vor allem der Eliten – übernahm. Im Schauspielhaus, dem “besonders privilegierte[n] Ort der Aufführung kollektiver Bilder” (Jackob/Röttger 2004: 5) konnten die Zuschauer die Illusion wahren, gleichberechtigt an der europäischen Gesellschaft und Kultur zu partizipieren. Im Sinne von Maurice Halbwachs (1935) dienten die hier zirkulierenden Bilder auch der Etablierung eines gemeinschaftlichen Selbstentwurfs, einer imaginierten kollektiven Einheit (Anderson 1991), die die tatsächliche Hybridität der karibischen Gesellschaft zunächst verneinte, ihr bald jedoch mehr und mehr Rechnung tragen musste.

### **1. “Ein äußerst fuertreflich Schauspielhaus”**

Die durch die Sklavenarbeit beschäftigungslose und von ihrer ruralen Umgebung gelangweilte Oberschicht knüpfte große Erwartungen an die Schauspieltruppen, die ab 1776 vermehrt aus Frankreich eintrafen. So hieß es 1780 in einer ‘Stellungnahme bezüglich der Einrichtung eines Schauspielhauses’: “A l’aide du spectacle on verra dans peu d’années les habitants de la Martinique ne plus différer des Européens



que par leur climat“ (Nicolas 1974: 11). Bereits 1786 weihten die Bewohner von Saint-Pierre ihr erstes Theater ein, das 200 Zuschauer fasste (Delaunay-Belleville/Léger 2002: 3) und über welches ein Jahr später der zeitgenössische Reisende Paul Erdmann Isert berichtete:

Die vorzueglichsten Divertissements der Franzosen in diesem Himmelsstriche, sind die Schauspiele. Sie haben ein aeußerst fuertrefflich Schauspielhaus zu St. Pierre, das verschiedenen beruehmten europaeischen an Groesse und Geschmak, uebersteigt. Es hat einen grossen Vorhof, und vor dem Portale ist eine Auffuhr, wo die Senftentraeger an die eine Seite hinauf, und an die andere hinunter passiren muessen. Es hat 4 Rang-Logen, deren erster nach außen rings herum eine Gallerie hat, auf welcher man so lange verweilen kann, bis das Schauspiel seinen Anfang nimmt, oder auch um waehrend desselben frische Luft zu schoepfen, ohne seinen Plaz in die Loge zu verlieren. Es sind gar keine Abtheilungen in allen Raengen, sondern ein jeder geht nach seiner Phantasie, wo es ihn beliebt. Der vierte Rang heisst: zum Paradiese, fuer das farbigte Volk (*au paradis pour les gens des Couleurs*,) wohin alle verbannt seyn, die ihre saemtlichen Ahnen nicht von Europaeern herleiten koennen. Man siehet hier oftmals Christisen (Leute aus dem vierten Gliede zuerst von Europaern mit Negerinnen erzeugt), deren Haut manchmal ungleich weißer ist wie die, selbst nordlicher Europaeer. Man gab hier waehrend meines Aufenthalts ebenfalls fast lauter Singestuekke und Opern. Neulich habe ich Orpheus und Euridice ziemlich gut vorgestellt [gesehen]. [...] Ein Ungluek fuer einen nordischen Europaeer ist es: daß er im Schauspielhause kaum ausdauren kann fuer alle mit Bisam parfumirten Herren; und wenn das noch das einzige waere? aber um recht rund um sich her die Luft zu vergiften, hat ein jeder seinen Faecher, und verweht den Duft; wie ein Orkan den Staub. Es wuerde auch wieder den Wohlstand seyn, wenn ein franzoesischer Kreole [...], ohne Faecher nach dem Schauspielhause gienge. (Isert 1788: 374f.)

Das Zitat bestätigt nicht nur, wie sehr das Theater und sein Besuch ein Statussymbol der karibischen Elite war und welche zentrale Rolle es in der Etablierung einer ethnischen Hierarchie hatte. Es offenbart auch Differenzen zwischen der karibischen Inszenierung von europäischer Kultur und dem eigentlichen Kulturverständnis des Europäers. Anstelle von weltmännischer Eleganz fielen Isert das aufdringliche Parfum der Kreolen und eine gewisse Rücksichtslosigkeit im Gebrauch des Fächers auf, statt der strengen Platzzuweisung im europäischen Theater existierte in der Karibik die uneingeschränkte Mobilität des Publikums, das während der Aufführung umherging, wie die Zuschauer in Europas Theatern der frühen Neuzeit. Diese anarchistische Bewegung, mit der die koloniale Elite ihren Theaterraum bewohnte, war jedoch nur eine scheinbare, denn sie kontrastierte mit einer rassistischen

Raumordnung, welche die schlechtesten Plätze (wie übrigens in Europa auch) ironisch als "Paradies" bezeichnet, den freien Farbigen zuwies.

Eine Überlegenheit der Kreolen offenbarte sich diesem Zitat nach allein im Umgang mit der ethnischen Differenz, die der europäische Blick nicht immer wahrzunehmen vermochte, weil die Haut der Mischlinge "manchmal ungleich weißer ist wie die, selbst nordlicher Europäer". Doch Isert glich seine Unsicherheit aus, indem er in subtiler Form seinen Kunstverstand als differenzierter, kritikfähig-distanzierter über den der Kreolen erhob. Mit dem Singspiel, in seinen Augen nicht mehr und nicht weniger als "ziemlich gut vorgestellt", war das Publikum "weit mehr, wie ich, [...] zufrieden, denn ehe das Stueck sich endigte, warf man den Orpheus eine Myrtenkrone, aus den Logen auf die Buehne zu, welches vom Paterre gewaltig applaudirt wurde" (Isert 1788: 374).

Diese Quelle aus den ersten Tagen des europazentrierten, großbürgerlichen Elitetheaters auf Martinique zeigt Strukturen auf, die das gesamte 19. Jahrhundert über die Bühnenwelt der französischen Antillen bestimmen sollten. Ihre Determinanten waren der Prestigecharakter des Theaters, die rassistische Hierarchisierung des Publikums, die Begeisterung für europäische Stücke und Schauspieltruppen sowie der fehlende Bezug zwischen Aufführungsinhalt und lokalem soziohistorischem Kontext. Und sie fasste die Asymmetrie, die die Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika prägten: Während die karibische Elite die europäische Kultur recht vorbehaltlos affirmierte und zu repräsentieren meinte, bedachte der europäische Reisende diese Inszenierung mit einem wohlwollenden, aber herablassenden Blick, der weniger die Zeichen der Ähnlichkeit als die der Differenz wahrnahm.

Die Theater von Martinique und Guadeloupe blieben bis zum Jahrhundertende eine eher exklusive Veranstaltung für die Reichen. In unregelmäßigen Zeitabständen gastierten europäische Schauspieltruppen auf den Inseln und führten dort in kurzer Zeit eine beeindruckende Zahl an Vorstellungen durch.<sup>3</sup> Das sehr abwechslungsreiche Repertoire wurde fast ohne Ausnahme aus der europäischen Theaterproduk-

---

3 Ein Beispiel für die Fülle des Repertoires geben der französische Theaterdirektor Ribié und seine Truppe: Sie präsentierten auf Martinique zwischen 1816 und 1819 etwa 190 Stücke, darunter 124 verschiedene Titel (Nicolas 1974: 24).

tion gespeist. Zunächst dominierte das *vaudeville*, doch man spielte auch *Opéra comique* und *comédie-larmoyante*, später mehrten sich die Aufführungen von Tragödien und großen Opern. In der Spielzeit 1883/84 beispielsweise präsentierten die beiden Theater von Martinique Werke von Meyerbeer, Rossini, Bellini, Donizetti, Dumas, Dumanoir, Dennery, Gounod, Labiche u.a.

Auch in architektonischer Hinsicht unterstrichen die zeitgenössischen lateinamerikanischen Theater den karibischen Anschluss an die europäische Kultur. Auf Martinique orientierten sich in den 1830er Jahren die Erbauer des Schauspielhauses von Saint-Pierre an der klassizistischen Seitengestaltung des Theaters von Bordeaux. Anlässlich einer umfassenden Renovierung in den sechziger Jahren erweiterte man die Innendekoration um Bilder von Corneille, Racine, Molière, Beaumarchais sowie die gekränzten Namen Verdi, Meyerbeer, Boieldieu und Beethoven (Chauleau 1979: 315). Und bis in das 20. Jahrhundert repräsentierte dieses Theater die Eleganz, den Luxus und den hohen Kulturwert Saint-Pierres.<sup>4</sup>

Zunächst vergab die Kolonialverwaltung das Theatermonopol für beide Inseln gleichzeitig, später verlieh sie getrennte Aufführungsrechte. Die Schauspielgruppen, denen an einer maximalen Zahl an Vorstellungen gelegen war, bespielten in der Regel zunächst die beiden großen Städte einer Insel, um direkt im Anschluss ihre Arbeit in denen der anderen fortzusetzen. Diese unregelmäßig erfolgenden Repräsentationen der beschleunigten Pariser Vergnügungsgesellschaft des 19. Jahrhunderts (Wehinger 1988) stabilisierten die (zu Recht) paranoide karibische Kolonialgesellschaft, die sich lustvoll nach Europa entführen ließ und der blutigen Bühne der eigenen Realität den Rücken zuwandte. Angesichts der bedrohlichen ethnischen Mehrheitsverhältnisse ist der Theaterbesuch der Oberschichten als eine *Performance* von Geschlossenheit, eine Deklaration des eurozentristi-

---

4 Anfang des 20. Jahrhunderts schreibt beispielsweise der Martiniker Historiker Salavina in Erinnerung an die Treppen zum Theater: "je rêvait de voir ces larges marches se continuer, en marbre, jusqu'à la vague harmonieuse qui chanterait [...] sa complainte harmonieuse: [...] le théâtre de Saint-Pierre, sans doute aucun, représenterait la huitième merveille du monde" (Salavina 1986: 168). Angesichts der tragischen Katastrophe von 1902, bei der Saint-Pierre durch einen Vulkanausbruch vernichtet wurde, ist eine nachträgliche Glorifizierung sicherlich verständlich. Dem tatsächlichen maroden Zustand des Hauses, das Ende des 19. Jahrhunderts verfiel, entsprachen diese Imaginationen jedoch in keiner Weise.

schen Selbstentwurfes und des festen Willens, die sich abzeichnende kulturelle Hybridisierung zu verhindern, lesbar.

Die Theatertourneen vermittelten dabei den Inseleliten nicht nur die Vision, selbst europäisch zu sein, sie ermöglichten ihnen auch eine *gemeinsame Rezeption* der europäischen Kultur (der französischen Sprache, der Mode, der Gestik, der Musik, von imaginären Entwürfen des bürgerlichen Lebens etc.). Wie kein anderes kulturelles Medium vernetzte das Theater die konkurrierenden Städte einer jeden Insel sowie die Inseln selbst miteinander und bereitete damit die Ausbildung eines imaginierten, gemeinsamen *karibischen Kulturraums* vor. So heißt es in einer zeitgenössischen Rezension

Nous connaissons déjà de la Havane, de Caracas, de Porto-Rico etc., les brillants succès de la compagnie italienne ici présente; les ovations qui l'attendent à la Pointe-à-Pitre ne pourront qu'ajouter à leur renommée européenne et transatlantique (Anonym 1862: 1f.).

Die Opfer, die seitens der verschleppten, entmenslichten, ausgebeuteten Afrikanerinnen und Afrikaner zur Etablierung dieser Theaterkultur gebracht werden mussten, können nur erahnt werden. Die geophysischen Bedingungen, unter denen das Bühnenwesen entstand, forderten darüber hinaus auch in anderen Reihen Tribute. Für die aus Europa anreisenden Schauspielgruppen war, abgesehen von den Gefahren der Atlantiküberquerung, der Aufenthalt in den Tropen ein Wagnis, das sich nicht nur auf das finanzielle Risiko beschränkte. Das größte Problem bestand in den tropischen Krankheiten, etwa Malaria, Cholera und insbesondere Gelbfieber, dem viele Schauspieler erlagen (Nicolas 1974: 35). Soziale Unruhen und die erwähnten Naturkatastrophen warfen immer wieder die Städte um Jahre in ihrer Entwicklung zurück und lähmten das kulturelle Leben. Das Theater von Saint-Pierre wurde 1813 zerstört, 1816/17 wieder aufgebaut, Ende der zwanziger Jahre geschlossen, 1832 neu errichtet, in den vierziger Jahren wieder geschlossen, mehrfach eher schlecht als recht renoviert, wiedereröffnet, erneut geschlossen. Mit dem verheerenden Vulkanausbruch im Mai 1902, bei dem 25.000 Menschen starben und Saint-Pierre, das kulturelle Zentrum Martiniques, ausgelöscht wurde, fand auch das größte Schauspielhaus der französischen Antillen sein tragisches Finale. Heute ist es eine Gedenkstätte, der *lieu de mémoire* der vergangenen Größe von Saint-Pierre.

## 2. Kreolische Entwürfe

Wie überall in der Karibik war auch auf den Antillen das Theater nicht nur Vermittler europäischer Kulturmuster, sondern auch ein möglicher Initialort politischer Veränderungen. So wurde die folgenreiche Nachricht von der französischen Revolution noch vor ihrem offiziellen Eintreffen im Schauspielhaus von Saint-Pierre symbolisch übermittelt, als Anfang September 1789 ein Fremder mit der *cocarde tricolore* am Hut den Zuschauerraum betrat und damit ein neues 'Gesetz' einleitete: innerhalb kurzer Zeit fand sich kein Theatergänger mehr, der nicht die Schleife trug. Im (noch französischen) Port-au-Prince erfolgte die offizielle Übergabe der Kokarde durch den Gouverneur an den obersten Militär in der Theaterloge, eine Woche später warfen die Zuschauer das Revolutionselement auf die Bühne und verhinderten die Aufführung solange, bis alle Schauspieler es anlegten. Das Symbol einer neuen politischen Identität wurde somit über den Theaterraum und theatrale Gesten in die koloniale Gesellschaft eingeführt. Die performative Implantierung der bildhaften Repräsentativität der Kokarde, welche die französische Revolution zur neuen Regel machte und fortan ihre Akzeptanz repräsentierte, war an keinem anderen Ort besser zu vollziehen als im "Theater als Medium des Sehens" (Röttger 2003: 33).

Es gab aber auch kritischere Momente: 1829 entwickelt sich in dem gerade erst wiedereröffneten Schauspielhaus von Saint-Pierre aus Streitigkeiten über die koloniale Rechtssprechung und die Sklaverei eine Theaterschlacht, die sich auf der Straße fortsetzen und zu längeren Unruhen im Land führen sollte. Das Theater wurde daraufhin geschlossen. Ferner deutet der rigorose Regelkatalog für Theateraufführungen aus dem Jahr 1881<sup>5</sup> darauf hin, wie sehr die Kolonialverwaltung im Theater eine Gefahr für die Ordnung der sich politisierenden Gesellschaft sah.

Weder die mehr oder weniger antikoloniale Stimmung noch die intensive Rezeption der europäischen Kultur schienen jedoch die Bevölkerung der französischen Antillen zu einer *eigenen* Theaterproduktion inspiriert zu haben. 1883 beklagte ein Politiker in der Zeitung *Les*

---

5 Hier wurden der Theaterbau, seine Betreibung, die richtige Kleidung, das korrekte Verhalten der Besucher, die Ahndung von Vergehen usw. bis ins Detail festgelegt (Gouverneur de la Guadeloupe 1884).

*Antilles* "Ce qui manque à ces dispositions heureuses [le climat et la nature], c'est la culture, c'est le développement" (Anonym 1883: 2). Sein Ruf blieb ungehört, auf Martinique ist für das gesamte Jahrhundert kein einziges Drama nachweisbar; allein für Guadeloupe lassen sich die einheimischen Entwürfe einer *opéra comique*, einer *Farce* und eines Duetts mit dramatischem Charakter nennen. Warum fehlen auf den französischen Inseln – im Unterschied zu ihren romanischsprachigen Nachbarinnen Cuba und Puerto Rico – weitere Nachweise für eigene Theaterentwürfe? Eine Antwort lässt sich natürlich im Hinweis auf die viel geringere Größe der Inseln und die entsprechend kleinere Bevölkerung geben. Viele Oberschicht-Kreolen blieben nach ihrem Studium in Frankreich, bot die Metropole doch unvergleichbar bessere Entwicklungsmöglichkeiten als die agrarisch geprägten Inselgesellschaften mit ihren kleinstädtischen Zentren. Charles Joseph Lœillard d'Avrigny (\*1760) aus Martinique und die in Guadeloupe geborenen Dumanoir (i.e. Guillaume François Pinel, \*1803), Guillaume Guillon Lèthière Julien de Mallian (\*1805, Guadeloupe) und Alexandre Privat d'Anglemont (\*1815), sie alle waren an französischen und nicht antillischen Bühnen tätig und erfolgreich.

Die schlechte Überlieferungslage muss ferner nicht bedeuten, dass auf den französischen Antillen keine weitere Dramenproduktion erfolgte. Nicolas (1974) und Chauleau (1994) betonen, dass – wie überall in der Region – auch hier im 19. Jahrhundert einheimische Stücke auf die urbanen und ruralen Bühnen gebracht wurden, was, wenn auch nur in sehr wenigen Fällen belegbar, mehr als wahrscheinlich ist. Mit Sicherheit wird auch die unterprivilegierte Gruppe der marginalisierten, afrikanischen oder mestizischen, mehrheitlich analphabetischen Bevölkerung Theateraktivitäten entwickelt haben. Es ist zu vermuten, dass sie, wie ihre Nachbarn in den spanischen Kolonien, im halböffentlichen Raum eine kreolische Fest- (und Widerstands-)Kultur mit theaterhaften Inszenierungen, Musik- und Tanzveranstaltungen, den Auftritten der *conteurs créoles* (auf afrikanische Traditionen zurückgehende Geschichtenerzähler, Chamoiseau/Confiant 1991: 56ff.) ausbildeten – viele Belege hierfür existieren jedoch nicht. Erst im Kontext der *négritude*-, *antillanité*- und *créolité*-Bewegungen (z.B. Aimée Césaire, Franz Fanon, Edouard Glissant und Maryse) wird das franco- und kreolophone Antillentheater genügend politisches Gewicht und

kulturelle Resonanz finden, um in die offiziellen Diskurse aufgenommen, rezensiert, verschriftlicht und verlegt zu werden.

### 3. Paul Baudot

Glücklicherweise verfügen wir heute jedoch über drei dramatische Entwürfe, die im 19. Jahrhundert von Paul Baudot (1801-1870) in Pointe-à-Pitre verfasst wurden. Baudot, dessen Eltern französischer Herkunft waren und der als Jurist eine Karriere innerhalb der Kolonialverwaltung machte, war ein vielseitiger Schriftsteller, der in kreolischer Sprache schrieb. Der “Épistolair, chansonnier, critique, philosophie, conteur, fabuliste, [...] auteur dramatique”<sup>6</sup> publizierte unter dem Pseudonym “Fondoc” oder ließ seine zeitkritischen, mit Karikaturen versehenen Entwürfe unter Freunden auf der Insel zirkulieren (Martin 1980a: X). 1866 erhielt er eine Ehrenmedaille für seine Verdienste in der Bekämpfung der Cholera-Epidemie der Vorjahre, legte jedoch kurze Zeit später sämtliche Ämter nieder, vermutlich aufgrund von ideologischen Konflikten mit seinen Vorgesetzten (Martin 1980a: Xf.). Eine Gesamtausgabe seiner Texte wurde erstmalig 1923 – unter Anfügung einer französischen Übersetzung – von Maurice Martin besorgt.

Die Stücke, die das einzige Zeugnis der verloren gegangenen frühen kreolischen Theaterkultur Guadeloupes sind, wurden bislang von der Forschung nicht wahrgenommen. Baudot, im frühen 20. Jahrhundert in den Rang des “sublime Conteur national” und “l’unique et véritable poète créole” erhoben (Martin 1980a: VII, IX), findet keine Erwähnung im Lexikon der *Hommes célèbres de la Caraïbe* (Carreda 1993), vergeblich sucht man ihn im *Dictionnaire encyclopédique des Antilles et de la Guyane* (Corzani 1999). Monographien über sein Werk sind mir ebenso wenig bekannt wie theaterwissenschaftliche Einzelstudien.<sup>7</sup> Wie im Folgenden gezeigt wird, gibt Baudots Werk

6 So ein zeitgenössischer Kommentar; zitiert in Martin (1980a: X).

7 Die improvisierte Anthologie von Laureen Bade (o.J.), die für die *Médiathèque Caraïbe Bettino Lara* von Basse-Terre Fotokopien von antillischen Theaterstücken zusammenstellte, enthält keine theaterwissenschaftliche Analyse der Dramen. Edmond Bambuck, der 1980 eine Faksimile-Ausgabe von Baudots *Œuvres complètes* (1923) einleitet, kommentiert *Fondoc et Thérèse* in zwei Sätzen. Bangou widmet Baudot in seiner dreibändigen Geschichte Guadeloupes immerhin eine anerkennende Fußnote (Bangou 1987: 205). Martin wiederum begründete

Aufschluss über ein antillisches *théâtre populaire*, das die europäische Theatertradition um afrikanische und karibische Muster erweiterte und in karnevalesker Weise die dominanten Kolonialdiskurse formal wie inhaltlich zu subvertieren wusste.

#### 4. *Fondoc et Thérèse*

*Fondoc et Thérèse* ist die umfassendste Dramendichtung Baudots, ein Libretto zur gleichnamigen *opéra en un acte*, für die Baudot ebenfalls die Musik komponierte und die er im März 1856 mit großem Erfolg in Basse-Terre uraufführte: “*Fondoc et Thérèse* [...] emporta, de l’avis de tout le monde, les succès les plus grands et les plus mérités” (Belmont, zit. in Martin 1980a: X).

Zur Handlung: In der ersten Szene tritt Thérèse, ein einfaches schwarzes Mädchen, auf die Bühne und klagt auf Kreolisch sein Liebesleid, hat sich doch der Mann ihres Herzens, Fondoc, von ihr abgewandt:

Raziés, flers, ravinage,  
Pieds bois, grand pieds cocos,  
Canal en bas feuillage,  
Tout ça dans li ripos.  
Toutt zétouèles en pile,  
La line ka clairé,  
Yo toutt bien tranquille,  
Moin gnone ka pléré  
(Baudot 1980a: 96).

Halliers, fleurs, ravins,  
Arbres, grands cocotiers,  
Canal sous le feuillage,  
Tout est dans le repos.  
Toutes les étoiles se groupent,  
La lune éclaire,  
Elles sont toutes bien tranquilles,  
Moi seule pleure  
(Baudot 1980a: 97).

Den zeitgenössischen kreolischen Zuschauern müssen viele Aspekte dieses Auftakts vertraut und fremd zugleich, im wörtlichen Sinne “komisch” vorgekommen sein. Die ungewohnte Bühnendekoration, die nicht die europäische, sondern die heimische Flora des “fin fond Bail-largent” abbildete, das Liebesleid eines einfachen Mädchens, das sich eminent romantischer Symbole (Natur, Nacht, Fluss, Mond, Sterne) bediente, die es im damals als inkorrekt und kulturlos geltenden *Créo-*

---

1923 das Schweigen um Baudot mit den wenig prestigevollen Genres, derer sich der Autor bediente: “ici comme ailleurs, les gens instruits, les *intellectuels*, ont jeté le dédain de l’oubli sur ces innocentes et ravissantes chimères” (Martin 1980a: VII). Angesichts der Forschungsaktivitäten der letzten zwei Jahrzehnte, in denen die kreolische Literatur und auch ihre Gründungstexte in das Interesse der Frankoromanistik gerückt sind, überrascht es sehr, dass Baudot bis heute übersehen wurde.



le (Schnepel 2003) ausdrückte, und schließlich der Anblick einer Opernsängerin afrikanischer Herkunft (möglicherweise durch eine *blackface*-Figur dargestellt),<sup>8</sup> all das wird eher zum Verlachen als zum Einfühlen in die Figur beigetragen haben.

Der dramatische Konflikt intensiviert diese provokativen Durchkreuzungen von europäischen Kulturzeichen mit karibischen und afrikanischen, als Mabial, ein alter Voodoo-Priester, auftritt, der in einem ungeschickten Tröstungsversuch Thérèse mitteilt, nicht traurig zu sein, denn Fondoc habe sie wegen einer "grande dame sucrière", die ihm viel Geld gab, verlassen: "Pou gnon grand dame sicirère/ Qui ba li en pile l'argent".<sup>9</sup>

Mit diesem erotisch-ökonomischen Werben einer Zuckerbaronin um einen schwarzen Mann bringt Baudot eines der größten Tabus der kolonialen Gesellschaften auf die Bühne: Zwar waren (die mehrheitlich gewaltsamen) Sexualkontakte zwischen weißen Männern und farbigen Frauen koloniale Realität (Hooks 1982), die erotische Beziehung *weißer Frauen* zu *schwarzen Männern* wurde jedoch zum Erhalt der kolonialen Hierarchie und zur Sicherung einer hellhäutigen Nachkommenschaft mit allen rechtlichen und moralischen Mitteln unterbunden (Martínez Alier 1989).

Dabei reproduziert Baudot durchaus das *rassistische* Modell der dichotom organisierten Beziehungen, indem er das Subjekt des Begehrens als 'weiß', das Objekt des Begehrens als 'schwarz' definiert. Die zeitgenössischen Gender-Diskurse jedoch subvertiert er in zweifacher Hinsicht. Die öffentlich behauptete Lust der europäischen Frau auf den afrikanischen Mann unterläuft die zeitgenössischen europäischen Weiblichkeitsentwürfe, die als Ideal und Realität die weibliche Begehrenslosigkeit ausgaben. Darüber hinaus verkehrt das Stück in skandalöser Weise die damals proliferierenden Diskurse der Prostitution, in denen der Mann der Kunde, die Frau die Prostituierte zu sein hatte: Hier erobert die reiche Plantagenbesitzerin den Arbeiter Fondoc allein mit der Macht des Geldes.

8 Es lässt sich nicht rekonstruieren, wer die Rollen ausführte. Gegen eine Besetzung durch Schwarze spricht, dass diese in der damaligen Zeit keine professionellen Gesangsausbildungen erhielten.

9 "Pour une grande dame sucrière/ Qui lui a donné beaucoup d'argent" (Baudot 1980a: 98f.).

Dennoch ist die kleine Oper weit davon entfernt, diese Subversionen zu befürworten. Das mehrfache Skandalon des Auftakts (‘sex-süchtige Zuckerbaronin prostituiert schwarzen Mann, schwarze Frau und Voodoo-Priester benennen und kritisieren dies in aller Öffentlichkeit’) wird in der dritten Szene in eine der zentralen Gesellschaftsdebatten des 19. Jahrhunderts überführt: Thérèse verurteilt in einer Arie die Materialisierung von Liebesbeziehungen und eröffnet damit die Verhandlung über Materialismus und Gefühl, Geldehe und Liebesheirat, über sozialen Aufstieg, der entfremdet, und das Sich-Fügen in die soziale Ordnung, bei der man sich treu bleibt.

Unmittelbar bevor die zweite Hauptfigur – Fondoc – erscheint, sind die Zuschauer Zeugen eines weiteren dramaturgischen Novums: der Repräsentation afrikanischer Riten an dem Ort, der *par excellence* den eurozentristischen Kulturrahmen der französischen Antillen repräsentiert: auf der Theaterbühne der städtischen Kolonialelite. Nach der dreifach wiederholten, simplen aber weisen Aufforderung an Thérèse, Fondoc fortan zu ignorieren – “L’amou tant con gnon vié tison;/ Fo cogné-li pou li souè bon”<sup>10</sup> –, übt Mabial einen Zauber auf Fondoc aus: “Mabial kallé fè gnong guicoc”.<sup>11</sup> Das Ritual hatte aber wohl kaum bedrohlich zu wirken, sieht die Regieanweisung für das Figurenspiel nichts als “quelques contorsions”, ein paar Zuckungen, vor (Baudot 1980a: 106).<sup>12</sup>

Das gespannte Warten auf Fondoc, der erst in der sechsten Szene die (leere) Bühne betritt, wird sich in Gelächter gelöst haben. In grotesker Weise mit Requisiten weißer Festtagskleidung ausgestattet – einer zu engen Krawatte, einem zu großen, hässlichen Hut, drückendem Schuhwerk und einschnürenden Handschuhen – bietet Fondoc ein lachhaftes Bild fehlschlagender sozialer Transgression. Doch anders als die *negros catedráticos* des kubanischen *bufo*-Theaters<sup>13</sup> setzt Fondoc die misslingende Imitation des weißen Kolonialstils (der hier *en passant* ebenfalls ironisiert wird) wegen grundsätz-

10 “L’amour est comme un vieux tison;/ Il faut le secouer pour qu’il soit bon” Baudot (1980a: 104f.).

11 “[...] je vais faire un sortilège” (Baudot 1980a: 106f.).

12 Die Regieanweisungen sind in französischer Sprache gehalten.

13 Vgl. zur ambivalenten, zugleich rassistischen und subversiven Praxis der Volkstheaterfigur des “schwarzen Professors” Reinstädler (2003).

licher Bedenken nicht fort: “L’ô et l’argent, ça plein tintoin./ Dans grand moun e, fo trop di soin [...]”.<sup>14</sup>

Setzt man Fondocs Einsicht in Beziehung zu dem Voodoo-Zauber Mabials, so führt hier der afrikanische Ritus nicht, wie üblich, zu Ekstase, unkontrollierbarer Entgrenzung, ja gesellschaftlicher Destabilisierung,<sup>15</sup> sondern im Gegenteil zur Entzauberung der Figur, die sich in die soziale (geschlechtliche und ethnische) Ordnung, aus der sie getreten war, erneut einfügt:

Moin pas besoin richesse,  
Pa plis qui grand maîtresse:  
Ça ka baille tristess.  
Vaut mié jène négresse,  
Pou moin qui plein tendresse  
Et qui tini sagesse  
(Baudot 1980a: 108).

Je n’ai pas besoin de richesse,  
Pa plus que grande maîtresse:  
Cela engendre la tristesse.  
Il vaut mieux jeune négresse  
Qui, pour moi, est plein de tendresse  
Et qui a de la sagesse  
(Baudot 1980a: 109).

Bevor sich die Liebenden in der zehnten und letzten Szene zum Standesamt aufmachen, schafft Baudot durch retardierende Handlungsmomente Raum für weitere Visualisierungen der sich herausbildenden hybriden Antillenkultur. Der intrigante Mabial erzählt Fondoc, Thérèse liebe nun einen schönen, jungen, weißen Offizier und führt, angeblich um Thérèses Liebe zurückzubringen, eine weitere Hexerei auf der Bühne aus: “Il fait un charme qui consiste dans un grand rond qu’il trace à terre, autour duquel il danse en faisant des contorsions et en chantant: Au zozì en zozo soum! Sola bi qui minnìmin mamin” (Baudot 1980a: 112). “Die Artikulation von Unsinn ist die Anerkennung eines angstbesetzten, widersprüchlichen Ortes” schreibt Homi Bhabha (2000: 184). Anders als die *brujos* im kubanischen Volkstheater Ende des Jahrhunderts, deren Magie u.a. durch die Latinisierung ihrer Zaubersprüche vom Afrikanischen ins Europäische überführt und entschärft wird, lässt Baudot hier trotz aller Verharmlosung des ‘Unheimlichen’ einer Sprache Raum, die für die Zuschauer unentzifferbare Signifikanten ohne Signifikate waren. Der koloniale Diskurs, verankert im “dialektischen und disziplinären Sinn kultureller Refe-

14 “L’or et l’argent, c’est plein d’ennuis./ Dans le grand monde, il faut trop de soin [...]” (Baudot 1980a: 106f.).

15 Zum Zusammenhang von Voodoo und *marronage* verweise ich auf Trouillot (1971).

renz und Relevanz" (Bhabha 2000: 190), verliert in diesen Momenten seine Definitionsmacht.

Diese Konfrontation mit dem 'Jenseits' der kolonialen Ordnung, der afrikanischen Kultur, intensiviert sich mit dem Auftritt einer Trommlergruppe, die auf "instruments du pays, tels que: tambours de basque, tambours, bamboulas, baguettes, bagata" (Baudot 1980a: 120) afrikanische und karibische Rhythmen spielt und in den Refrain "Au zozo en zozo zoom" einstimmt. Mabials und Thérèses gemeinsamer Tanz einer afro-karibischen *bamboula* beendet das Stück.

Nach all diesen Verkehren der zeitgenössischen Hierarchiediskurse ist das Ende mehr als versöhnlich an den europäischen Moraldiskursen orientiert: Die Liebe siegt über die Prostitution, das Gefühl über das Geld, und die Akzeptanz des eigenen sozialen Orts über den korrumpierenden Aufstiegs willen. Der schlussendliche Rat des Magiers richtet sich an beide Geschlechter, die zur Tugend ermahnt werden, denn "Tout est pédi/ sans la vèti".<sup>16</sup>

Die revolutionären Umkehrungen vom Beginn des Stücks sind damit weitgehend aufgehoben. Die Überschreitung von 'Standesgrenzen' wird am Ende aufgehoben, hier stabilisiert das romantische Liebesideal den hierarchischen Rassendiskurs. Männliche Treue und weibliche Tugend siegen über das skandalöse, von (schwarzer) Prostitution und (weiblicher) Lüsternheit bestimmte Begehrensmodell. Und doch wirken einige emanzipatorische, postkoloniale Provokationen nach: In seiner Präsentation von Farbigen als Protagonisten von Kulturinszenierungen verleiht Baudots *Opéra* den ethnisch Marginalisierten einen Subjektstatus, den der koloniale Diskurs radikal verneint. Die Integration afrikanischer bzw. karibischer Kulturelemente (Musik, kreolische Sprache, Körper, Kleidung), die als auditive und visuelle Zeichen der Differenz der sprachlichen Logik des Kolonialdiskurses Widerstand leisten, bezeugt, dass die sich längst vollziehende kulturelle Hybridisierung der französischen Antillen bereits Mitte des 19. Jahrhunderts die so aufwändig 'rein' okzidental gehaltene Bühnenszenierung erfasst hat.

---

16 "Tout est perdu/ Sans la vertu" (Baudot 1980a: 124f.).

## 5. *Procès codaine*

Zur politischen Satire ist das kleine Stück *Procès codaine* zu zählen, das weder Datum noch Aufführungshinweise enthält und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wegen der strengen Kolonialzensur nie inszeniert wurde. Es handelt von einer fabelhaften Gerichtsverhandlung, bei der alle Anwesenden durch Tiere verkörpert werden. Der Vorsitzende *Zamba* ist ein Elefant, seine Richter sind Kaninchen, Wolf, Fuchs und Katze, der Staatsanwalt ein Affe, der Justizbeamte ein Zicklein, der Saaldiener ein Hund, die Verteidigung übernimmt *Maitre Pintade*, das Perlhuhn. Gegenstand des Prozesses ist die Anklage gegen den Politiker *Coq d'Inde*, auch "Compè codaine" oder "Compère le Dindon" genannt,<sup>17</sup> der des Wahlbetrugs bezichtigt wird.

Als wort- und klagenreiche Zeugen für dieses betrügerische Vorgehen werden Madame Vache, die Schildkröte Molocoye, die Meeresspinnenschnecke Lambis und Zagaya, die kleine Felsenkrabbe, angehört. Was *Coq d'Inde* versprach, aber nicht beschaffte, waren *crinoline*, Spitzen, Hut und Sonnenschirm, eine Armbanduhr, ein Reitpferd, Gold und Macht. Die Verteidigung adelt das Verhalten des Angeklagten, der nach dem Vorbild der Großen dieser Welt gehandelt habe:

Ka li fè? Wh! ça toute mounne ka fè si la tè./ ça tous lés empirès, lés saints, lés plis grands rois/ Fè pou té mérité lés postes di grand choix:/ [...] Ka li mounne, con li, ka goumé, ka crié./ Ka menti pou trapé l'ò, l'agent et bon place.<sup>18</sup>

Die Richter hingegen plädieren nicht ohne Eigennutz dafür, *Coq d'Inde* bei lebendigem Leibe zu verspeisen.

Am Ende entscheidet der Präsident *Zamba* jedoch mit einer überraschenden Fremd- und Selbstanklage auf Freispruch, welcher ebenso überraschend von allen mit gegenseitigem Schulterklopfen gebilligt wird.

Für seine scharfe Kritik am korrupten kolonialen Justizsystem, an der Naivität der Wähler und der Verlogenheit der Politiker erweitert

17 *Coq d'Inde*, "indi(ani)scher" Hahn, lautete der zeitgenössischen Spitzname für hohe, unpopuläre Kolonialbeamte (vgl. Martin 1980b: 216).

18 "Qu'a-t-il fait? Oh! ce que tout le monde fait sur la terre./ Ce que tous les empereurs, les saints, les plus grand rois/ Ont fait pour mériter les postes de grand choix [...]/ Car le monde, comme lui, se bat, crie./ Ment pour avoir l'or, l'argent et bonne place" (Baudot 1980b: 149, 153).

Baudot das europäische Inventar der Fabelfiguren um afrikanische oder karibische Tiere wie den Elefanten, das Perlhuhn oder die Felsenkrabbe. Damit schlägt er die Brücke zur oralen Erzählliteratur des karibischen Geschichtenerzählers, dem *Griot* (auch *conteur créole* oder Zamba [!] genannt), der in seinen afro-karibischen Fabeln Tierfiguren in den problematischen Sozialbeziehungen der Kolonialgesellschaft agieren ließ (Condé 1978).

## 6. *Monsieur et Madame Fondoc sur leur natte*

Das dritte Stück, *Monsieur et Madame Fondoc sur leur natte dans leur case du fin fond Baillargent (Au douvant jour)*, ist eine kleine Farce, die vom Verfasser als Chanson bezeichnet wird und ein Duett darstellt. Das Thema ist eine pikante Version des klassischen *Vanitas*- bzw. *Carpe-Diem*-Motivs, stellt doch Madame Fondoc in immer neuen deftigen Anspielungen die (guten) alten, leidenschaftlichen Zeiten der tänzerischen wie sexuellen Kondition ihres Mannes, den (traurigen) neuen, unfreiwillig keuschen Verhältnissen gegenüber, bis Monsieur zum Gegenangriff übergeht und Madame mit einem Hinweis auf die schwindende Festigkeit ihrer Rundungen zum Schweigen bringt. Den zeitgenössischen europäischen Diskursen der Disziplinierung des Körpers und seiner Triebhaftigkeit wird hier das Ideal einer kraftvollen Sexualität der Jugend entgegengesetzt, die es ausgiebig zu leben gilt, solange dies möglich ist. Dem kleinen Duett folgt eine "Réflexion de l'auteur", in welcher der Autor den jungen Frauen empfiehlt, die sich bietenden Gelegenheiten der körperlichen Hingabe zu nutzen, bevor es dafür zu spät sei:

Ti chanson-là ka fè zantes vouè,  
Médames,  
Coument ménage ka touné gnou jou.  
Di fé ka fè dés bien belles flammes,  
Di fé ka mô, ka fini con l'amou.

Avant, Médames, la foutei vieilles

Vini dolé, couappé-zôtes à grands coups,  
A grands coups,  
Profité bien di la jinesse,  
Chongé coument lés doux moments sont cous.

Cette petite chanson vous fait voir,  
Mesdames,  
Comment le ménage tourne un jour.  
Le feu fait de bien belles flammes,  
Mais le feu meurt, finit comme l'amour,  
Avant, Mesdames, que la foutue vieillesse  
Vienne vous doler, vous frapper à grands coups,  
A grands coups,  
Profitez bien de la jeunesse,  
Songez comment les doux moments sont courts.

Ou a beau touné, viré sans dissi  
dissous,  
Fo assoliment ou vini là malgré ou  
(Baudot 1980c: 162).

On a beau tourner, virer sens dessus  
dessous,  
Il faut absolument en arriver là mal-  
gré vous (Baudot 1980c: 163).

Greift Baudot hier auf die lange abendländische Tradition der *Vanitas*- und *Carpe-diem*-Motive zurück, so ist der eindeutig sexuelle Bezug dieses dritten Stücks eine klare Innovation, kennt das übrige romanischsprachige Theater der Antillen eindeutige Thematisierungen von Sexualität nicht vor Jahrhundertende. Damit kann eine Korrektur bisheriger Annahmen vorgenommen werden: Entgegen der Feststellung von Chamoiseau/Confiant (1991: 92ff.), ungeachtet der allgegenwärtigen Sexualisierung der kolonialen Situation habe es in der Literatur der französischen Antillen bis in die 1890er Jahre keine sexuellen Anspielungen gegeben, deutet Baudots *M. et Mme Fondoc* darauf hin, dass körperliches Begehren durchaus schon sehr viel früher ein explizites Thema literarischer Arbeiten, ja von szenischen Darbietungen war.

In karnevalesken Verkehren setzte Baudots kleines Dramenwerk den eurozentrischen, spätkolonialen (Theater-)Verhältnissen seiner Zeit deutliche Akzente entgegen und eröffnete innerhalb des transatlantischen Kulturtransfers einen 'devianten' Vektorraum in Richtung Afrika. Seine Verschränkung europäischer Muster mit der kreolischen Sprache, karibischen *settings*, Figuren und Themen, die auch afrikanische Kulturanteile zitieren, lässt darauf schließen, dass sich auf Guadeloupe in den 1850er Jahren auch innerhalb der weißen Bevölkerung eine dezidiert *kritische* Haltung zum eurozentristischen Kultur- und Politikkonzept ausdifferenzierte. In Baudots spielerischen, wegen ihrer Schärfe notwendig an die Komik gebundenen Kritik an sexuellem Missbrauch, Verwaltungswillkür und Wahlbetrug ist die kreolische Sprache der Hauptvermittler einer karibischen Kultur, in der die *eigene* Lebenswelt und die Vielfalt ihrer kulturellen Bezugspunkte ins Zentrum der Inszenierung rücken.

Das Theater auf den französischen Antillen des 19. Jahrhunderts bündelte somit die konkurrierenden, sich überschreitenden oder miteinander verflechtenden Identitätsdiskurse der Zeit, die vornehmlich zwischen den französischen, europäischen und karibischen, aber auch afrikanischen Imaginationsräumen, zwischen feudalen und republikanischen, zwischen elitären und populären Konzepten, zwischen kolo-

nialen, anti- und postkolonialen Positionen, zwischen Sehnsucht nach dem Boulevard und selbstbewusster Herausbildung einer kreolischen Kultur changierten. In der lateinamerikanischen "ciudad letrada" der Kolonialzeit ist das Theater nicht so sehr, wie Angel Rama es 1984 darstellte, ein Medium der Wissensverwaltung von vielen. Vielmehr korrespondiert mit jener *cité des lettres* des 19. Jahrhunderts eine *société th   trale*, die verschiedene Versionen ihres Selbstverständnisses probte und auch auf den *französischen Antillen* ein nomadisierendes Spiel interkontinentaler, 'trans-euro(p)-amerikanischer' Bezugnahmen initiierte.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur

- Baudot, Paul ([1923] <sup>3</sup>1980a): "Fondoc et Thérèse. Présenté pour la première fois au th   tre de la Basse-Terre le dimanche 9 mars 1856". In: Baudot, Paul: *C  uvres créoles*.   bers. von Maurice Martin. Basse-Terre: Association des amis de la Bibliothèque centrale de prêt de la Guadeloupe, S. 94-131.
- ([1923] <sup>3</sup>1980b): "Procès codaine". In: Baudot, Paul: *C  uvres créoles*.   bers. von Maurice Martin. Basse-Terre: Association des amis de la Bibliothèque centrale de prêt de la Guadeloupe, S. 132-157.
- ([1923] <sup>3</sup>1980c): "Monsieur et Madame Fondoc sur leur natte". In: Baudot, Paul: *C  uvres créoles*.   bers. von Maurice Martin. Basse-Terre: Association des amis de la Bibliothèque centrale de prêt de la Guadeloupe, S. 158-163.

### Sekund  rliteratur

- Adélaïde-Merlande, Jacques (1994): *Histoire générale des Antilles et des Guyanes. Des Pr  colombiens à nos jours*. Paris:   ditions caribéennes.
- Anderson, Benedict (1991): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso Editions.
- Anonym (1862): "Théâtre de la Pointe-  -Pitre". In: *Le commercial*, 5, 3, S. 1f.
- (1883): "Nos artistes". In: *Les Antilles*, 22, 8, S. 2.
- Bade, Laureen (Hrsg.) (o.J.): *Répertoire du théâtre antillais*. Basse-Terre: Média-thèque Caraïbe Bettino Lara.
- Bangou, Henri (1987): *La Guadeloupe*. Band 2: *Les aspects de la colonisation (1848-1939) [1962]*. Paris:   ditions L'Harmattan.
- Bhabha, Homi K. (2000): "Die Artikulation des Archaischen. Kulturelle Differenz und kolonialer Unsinn". In: Bhabha, Homi K.: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenberg Verlag, S. 181-206.
- Burand, Albanie (2002): *La vie politique à Saint-Pierre de la Martinique de 1848 à 1902*. Matoury: Ed. Ibis rouge.



- Carreda, Bruno (Hrsg.) (1993): *Hommes célèbres de la Caraïbe*. Paris: Éditions Caraïbes.
- Chamoiseau, Patrick/Confiant, Raphaël (1991): *Lettres créoles. Tracées antillaises et continentales de la littérature. 1635-1975*. Paris: Éd. Hatier.
- Chauleau, Liliane (1979): *La vie quotidienne aux Antilles françaises au temps de Victor Schœlcher. XIXe siècle*. Paris: Hachette.
- (1994): *Il était une fois Saint-Pierre*. Fort-de-France: Société des amis des archives et de la recherche sur le patrimoine culturel des Antilles.
- Condé, Maryse (1978): *La civilisation du bossale. Réflexions sur la littérature orale de la Guadeloupe et de la Martinique*. Paris: Éditions L'Harmattan.
- Corzani, Jack (Hrsg.) (1999): *Dictionnaire encyclopédique des Antilles et de la Guyane*, 6 Bde. Paris/Fort-de-France/Pointe-à-Pitre: Éditions Désormeaux.
- Delaunay-Belleville, Paule/Léger, Jacqueline (2002): *Le théâtre de Saint-Pierre, 1786-1902. Commémoration du centenaire de l'éruption de la Montagne Pelée (1902-2002)*. Fort-de-France: o.V.
- Geggus, David (1996): "The Slaves and Free Coloreds of Martinique During the Age of the French and Haitian Revolutions. Three Moments of Resistance". In: Paquette, Robert L./Engerman, Stanley L. (Hrsg.): *The Lesser Antilles in the Age of European Expansion*. Gainesville: University Press of Florida, S. 280-301.
- Gouverneur de la Guadeloupe (1884): "Arrêté du gouverneur de la Guadeloupe déterminant les conditions de l'ouverture et de l'exploitation des théâtres, du 23 juin 1881". In: *Bulletin officiel de la Guadeloupe. Contenant les actes du Gouvernement de la Colonie et ses dépendances pendant l'année 1881*. Basse-Terre, S. 406-412.
- Halbwachs, Maurice (1935): *Les cadres sociaux de la mémoire*. Paris: Librairie Félix Alcan.
- Hooks, Bell (1982): *Ain't I a Woman. Black Women and Feminism*. London: Pluto Press.
- Isert, Paul Erdmann (1788): *Paul Erdmann Isert's Reise nach Guinea und den Caribäischen Inseln in Columbien, in Briefen an seine Freunde beschrieben*. Kopenhagen: Morthorst.
- Jackob, Alexander/Röttger, Kati (2004): "Die Welt als Bild und Vorstellung: Wagners Bayreuth und 'Ring' in Stuttgart 2000". In: *Thewis. Electronic Review*. Internetzeitschrift der Gesellschaft für Theaterwissenschaft. Schwerpunktheft "Intermedialität", 1, Oktober, S. 1-25.
- Martin, Maurice ([1923] <sup>3</sup>1980a): "Préface". In: Baudot, Paul: *Œuvres créoles*. Basse-Terre: Association des amis de la Bibliothèque centrale de prêt de la Guadeloupe, S. VII-XI.
- ([1923] <sup>3</sup>1980b): "Annotations". In: Baudot, Paul: *Œuvres créoles*. Basse-Terre: Association des amis de la Bibliothèque centrale de prêt de la Guadeloupe, S. 216-223.
- Martínez Alió, Verena [Stolcke] ([1974] 1989): *Marriage, Class and Colour in Nineteenth-Century Cuba. A Study of Racial Attitudes and Sexual Values in a Slave Society*. Ann Arbor: The University of Michigan Press.

- Nicolas, Armand (1996a): *Histoire de la Martinique*, Bd. 1: *Des Arawaks à 1848*. Paris: Éditions L'Harmattan.
- (1996b): *Histoire de la Martinique*, Bd. 2: *De 1848 à 1939*. Paris: Éditions L'Harmattan.
- Nicolas, Maurice (1974): *Les grandes heures du Théâtre de Saint-Pierre*. O.O.
- Pérotin-Dumon, Anne (1996): "Free Coloreds and Slaves in Revolutionary Guadeloupe. Politics and Political Correctness". In: Robert L. Paquette/Engerman, Stanley L. (Hrsg.): *The Lesser Antilles in the Age of European Expansion*. Gainesville, Fla.: University Press of Florida, S. 259-279.
- Rama, Angel (1984): *La ciudad letrada*. New Hampshire: Edición del Norte.
- Reinstädler, Janett (2003): "Los negros catedráticos y el joven teatro bufo de Cuba: ¿Racismo colonial o representación híbrida?". In: Pohl, Burghard/Paatz, Annette (Hrsg.): *Texto Social. Estudios pragmáticos sobre literatura y cine. Homenaje a Manfred Engelbert*. Berlin: Edition Tranvía, Verlag Frey, S. 63-78.
- Röttger, Kati (2003): *Fremdheit und Spektakel im Theater als Medium des Sehens. Zur Bildpraxis und Politik des Sehens um 1800 und heute*. Unveröffentlichte Habilitationsschrift, Mainz.
- Saco, José Antonio ([1892] 2002): *Historia de la esclavitud en las colonias francesas*. Edition, Einführung und Anmerkungen von Orestes Gárciga Gárciga. La Habana: Ed. de Ciencias Sociales.
- Salavina, (i.e. Vigile Savane) (1986): *Saint-Pierre: la Venise tropicale (1870-1902)*. Paris: Éditions caribéennes.
- Schnepel, Ellen M. (2003): *In Search of a National Identity: Creole and Politics in Guadeloupe*. Hamburg: Buske.
- Thiébaud, Claude (1989): *Guadeloupe 1899: année de tous les dangers*. Paris: Éditions L'Harmattan.
- Trouillot, Henock (1971): "La guerre de l'indépendance d'Haïti. I: les grands prêtres du vodou contre l'armée française". In: *Revista de historia de América* 72, S. 259-327.
- Wehinger, Brunhilde (1988): *Paris – Crinoline. Zur Faszination des Boulevardtheaters und der Mode im Kontext der Urbanität und der Modernität des Jahres 1857*. München: Fink.

Ligia Chiappini

## Grenzkultur des MERCOSUR: die Macht der Machtlosen<sup>1</sup>

### 1. Vorbemerkungen

Das Projekt, das ich hier vorstellen möchte, trägt den Titel “Fronteiras culturais e cultura fronteiriça na Comarca Pampeana: Obras exemplares”. Es bemüht sich in erster Linie um eine Aktualisierung der wissenschaftlichen Forschung zur Literatur und Kultur der *gauchos* bzw. *gaúchos*<sup>2</sup> in Zeiten der Globalisierung durch eine vergleichende Annäherung brasilianischer, argentinischer und uruguayischer Texte des 19. und 20. Jahrhunderts, die für die Spannung im nationalen, regionalen und transnationalen Kontext als exemplarisch gelten. Dieser zeitliche Rahmen wird bei Bedarf bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgedehnt.<sup>3</sup>

Aus meiner Sicht ergab sich die Thematik aus dem Zusammentreffen dreier wesentlicher Faktoren: 1. des Umstands, dass ein Großteil meiner in Brasilien durchgeführten Forschungsarbeiten sich der Problematik der Regionalismen und der Beziehungen zwischen Literatur, Kultur und Gesellschaft auf lokaler, nationaler und globaler Ebene widmeten; 2. der mir zugetragenen Bitte von Élidea Lois und Ángel Núñez – den Herausgebern der kritischen Ausgabe des *Martín Fierro* von José Hernández für die angesehene *Collection Archives* –, für den kritischen Apparat einen Text über die Rezeption des *Martín Fierro* in Brasilien zu schreiben; 3. der mir von den genannten Kollegen mitgeteilten Information, dass sich in der Bibliothek des Lateinamerika-

---

1 Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Marcel Vejmělka.

2 Hier werden *gaucho* auf Spanisch und *gaúcho* auf Portugiesisch geschrieben.

3 Die Regionen werden hier nicht nur innerhalb, als Teil der Nation, sondern auch jenseits der Nationen berücksichtigt. Die *comarca pampeana* (der hier bewusst gewählte Begriff stammt vom bereits verstorbenen Kritiker, Literatur- und Kulturwissenschaftler Ángel Rama (1974: 48)), eine supranationale und grenzüberschreitende kulturelle Einheit *par excellence*, wurde auch als Forschungsgegenstand ausgewählt, weil sie sich hervorragend für eine Untersuchung der Spannungen eignet, die in einer als postnational bezeichneten Welt herrschen.

Instituts ein ‘Schatz’ befinde: der Nachlass von Alejandro Losada,<sup>4</sup> der alles umfasste, was dieser über Leben und Werk von José Hernández sowie über deren soziohistorischen Kontext geforscht, gelesen, notiert, kopiert und geschrieben hatte. Ich interessierte mich sofort für diesen ‘Schatz’. Die ersten Ergebnisse werden mit Unterstützung der Fapergs, des Verlages Sulina, des Instituto Estadual do Livro de RGS und des Memorial de América Latina sowie des Ibero-Amerikanischen Instituts in einem Buch veröffentlicht, das den Titel *Pampa e cultura: de Fierro a Netto* tragen wird. Dieser Titel verweist auf die Hauptfiguren zweier wichtiger Werke, auf *Martín Fierro* von 1872 und auf *Netto perde sua alma* von Tabajara Ruas aus dem Jahr 1990. Auf Letzteren komme ich weiter unten zu sprechen.

Das war die Ausgangssituation. Ich begann nun, Losadas Texte zu studieren und stellte fest, dass er über bisher noch nicht erforschte Dimensionen im Werk von Hernández – aber auch über die argentinische Literatur im Kontext der lateinamerikanischen Literaturen – Bedeutendes gedacht und geschrieben hatte. Er hatte unter anderem geplant, eine Geschichte der lateinamerikanischen Literatur zu veröffentlichen. Er unterteilte Lateinamerika in fünf Regionen (Mexiko, Brasilien, die Andenregion, die Region des *Río de la Plata* und die Karibik mit Zentralamerika). Brasilien wurde also gesondert untersucht und als eigenständige Region betrachtet. Heute wissen wir, dass diese Einteilung ein grundlegendes Problem enthält: die Absonderung Brasiliens, das trotz der sprachlichen und historischen Unterschiede in transnationalen Regionen wie Amazonien und der Pampa mit der hispanischen Kultur verschmilzt und – wie Rama bereits in den sechziger Jahren schrieb (Ángel Rama 1974) – *comarcas culturales* bildet, die die geopolitischen und sprachlichen Grenzen zwischen Brasilien und den hispanoamerikanischen Nationalstaaten überschreiten. Der Ausdruck *comarca* scheint mir sehr gut gewählt, denn er überträgt ein Wort aus dem politisch-administrativen Wortschatz<sup>5</sup> in den Bereich

4 Alejandro Losada war Professor für Lateinamerikanistik am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin; er kam 1985 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.

5 *Comarca* bezeichnet im Spanischen eine territoriale Einheit, die mehrere Dörfer oder Siedlungen umfasst. Daher die Zusammensetzung aus *co* und *marca*. Das Wort enthält auch die Bedeutung von Umriss oder Umkreis. Im Portugiesischen ist dasselbe Wort strenger in der Rechtssprache angesiedelt, kann aber auch sehr allgemein Regionen oder Umgrenzungen bezeichnen.

der Kultur, bezeichnet also die Überwindung von Grenzen auch in diesem Sinne. Für Rama brauchte es

[...] eine zweite Karte von Gebieten mit gemeinsamen Merkmalen, deren Grenzen nicht mit denen der souveränen Staaten übereinstimmen. Diese zweite Karte Lateinamerikas entspricht mehr der Wirklichkeit als die offizielle, deren Grenzen bestenfalls durch alte Verwaltungseinteilungen der Kolonisierung und in nicht geringerem Maße durch die Zufälle des politischen Lebens auf nationaler oder internationaler Ebene bestimmt wurden. Auf dieser zweiten Karte zeigt der brasilianische Staat Rio Grande do Sul eine stärkere Bindung an Uruguay und die argentinische Pamparegion als an Mato Grosso oder den Nordosten seines eigenen Landes; dort ähnelt die westliche Andenregion Venezuelas viel mehr der ihr vergleichbaren Region Kolumbiens als dem antillischen Zentrum des Landes (Rama 1987: 58).

Damit wird allerdings keine Homogenität hergestellt, denn es kommt darauf an, die

[...] gleichzeitigen und sehr unterschiedlichen Subkulturen [zu betrachten], die sich in den verschiedenen Gebieten Lateinamerikas herausgebildet haben. Dadurch besäßen wir nicht nur eine Karte der regionalen Kulturen, sondern könnten außerdem innerhalb einer jeden eine Reihe von unterschiedlichen kulturellen Schichten erkennen, die unlösbar mit den vorherrschenden gesellschaftlichen Gruppen oder Klassen verbunden sind (Rama 1976: 12).<sup>6</sup>

Die *comarca pampeana* bildet also eine supranationale kulturelle Einheit, was der Thematik der *gauchesca* in Zeiten der Globalisierung und Theoriebildung über sogenannte postnationale und plurale Gesellschaften noch größeres Interesse und Aktualität verleiht. Die *gauchesca* als solche wurde bereits in jedem der drei Länder sehr umfassend erforscht, doch fehlt es noch an vergleichenden Untersuchungen. Der hier vorgestellte Entwurf zielt auf eine Vertiefung dieser Studien durch die Überwindung dessen, was einige Wissenschaftler als wahren kulturellen "Vertrag von Tordesillas" bezeichnen, dessen Folge

---

6 Obwohl Rama die Gemeinsamkeiten betont, räumt er ein, dass diese "[...] durch die nationalen Normen neutralisiert werden, welche die inneren Regionen jedes Landes beherrschen und ihnen Sprache, Bildung, wirtschaftliche Entwicklung, Gesellschaftssystem usw. aufzwingen und einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss auf die kulturelle Gestaltung ausüben, welcher die Verwendung der Einteilung nach Regionen ohne Einbeziehung der durch die souveränen Staaten gegebenen Einteilung verhindert" (Rama 1976: 12).

die gegenseitige Unkenntnis zwischen Brasilien und seinen südamerikanischen Nachbarn ist.<sup>7</sup>

Wie werden die nationalen und regionalen Identitäten in der *comarca pampeana* produziert und dekonstruiert und welche Rolle besitzen in diesem Prozess die literarischen Texte (im strengen und im weiteren Sinne), deren Autoren, Figuren, Räume, Sprache und Leser an der Grenze anzusiedeln sind?<sup>8</sup> Diese Frage gilt es, anhand von Werken und Autoren aus Brasilien, Argentinien und Uruguay – seien sie nun Teil des Kanons oder nicht – in drei interdisziplinär ausgerichteten Forschungsrichtungen zu untersuchen, an denen sich Literatur- und Sprachwissenschaftler aus Brasilien und Deutschland beteiligen.

Die beiden ersten Forschungsrichtungen sind chronologisch und relativ eigenständig konzipiert, die dritte als Transversale zu den ersten beiden: Richtung 1 – “Herausbildung der Nationalliteraturen als Schaffung kultureller Grenzen”; Richtung 2 – “Der *gaucho/gaúcho* als Grenzfigur: Tod und Auferstehung”; Richtung 3 – “Sprachgrenzen: Mischung und Abgrenzungen, vom Wortschatz zur Pragmatik”.

Die hier geführte Debatte über Grenzen und Macht ermöglicht es mir, mich mit allgemeineren Fragen zu befassen, vor deren Hintergrund das hier in aller Kürze vorgestellte Projekt angesiedelt ist. Das ist zunächst die allgemeine Frage nach der Grenze als solcher und nach ihren Auswirkungen auf die aktuelle Diskussion über Nation,

---

7 Der 1997 verstorbene brasilianische Anthropologe und Schriftsteller Darcy Ribeiro pflegte zu sagen, die hispanoamerikanischen Länder und Brasilien lebten Rücken an Rücken in gegenseitiger Unkenntnis. Gleiches scheint auch in der von uns untersuchten Region noch der Fall zu sein, doch sie bildet gleichzeitig eine mögliche Brücke der von manchen so sehr gewünschten, von anderen abgelehnten “lateinamerikanischen oder südamerikanischen Integration”. Folgt man Ignacio Corona, so handelt es sich darum, die horizontalen vergleichenden Untersuchungen – in Süd-Süd-Richtung – auszubauen, um das traditionell bestehende Unwissen zwischen Ländern mit ähnlicher Geschichte und Kultur zu überwinden, was zugleich ein Weg ist, um unsere Geschichte zu entkolonialisieren (Corona 1998). Siehe dazu auch Schwartz (1993).

8 Wir beabsichtigen, anhand von literarischen Werken (im engeren und im weiteren Sinne) zu untersuchen, wie nationale Identitäten konstruiert und dekonstruiert werden und wem diese Werke und Identitäten in von der Dialektik von Kontinuität und Wandel geprägten Konstellationen und Kontexten dienen. In diesem Sinne ist ein besonders geeignetes Thema das der aufeinanderfolgenden Tode und Auferstehungen des *gaucho* und des *gaúcho* als symbolischer Ausdruck der den drei Ländern – trotz der jedem von ihnen eigenen, zu analysierenden und interpretierenden Eigenheiten – gemeinsamen gesellschaftlichen Prozesse.

ationale Identität und regionale Kultur. Sie dient einer besseren Verortung der spezifischen Diskussion über Literatur und Kultur auf nationaler und regionaler Ebene im Hinblick auf ihre Beziehungen zur lokalen, nationalen und globalen Dimension. Die zweite Frage betrifft die Problematik im Zusammenhang mit dem MERCOSUR und seiner kulturellen Produktion in der zweifachen Bedeutung des Wortes: als Bemühen um eine regionale Identität und als Akkumulation von kulturellen Erzeugnissen der Region, die in gewisser Weise als eine symbolische Grundlage betrachtet werden können, auf der die wirtschaftliche und politische Integration erfolgt. Zunächst werde ich einige Karten und Zahlen über die Grenzen Brasiliens und des MERCOSUR darstellen, um abschließend zu Kultur und Literatur zurückzukehren und einige Beispiele aus im Rahmen des Projektes durchgeführten Einzeluntersuchungen vorzustellen.

## 2. Die Grenze

Brasilien umfasst eine Fläche von über 8.500.000 km<sup>2</sup> und grenzt an neun südamerikanische Staaten – Uruguay, Argentinien, Paraguay, Bolivien, Peru, Kolumbien, Venezuela, Guyana, Surinam und Französisch-Guayana – diese Grenze verläuft auf einer Gesamtlänge von 16.886 km, was fast der Hälfte des Erdumfangs entspricht (Karte 1).<sup>9</sup>

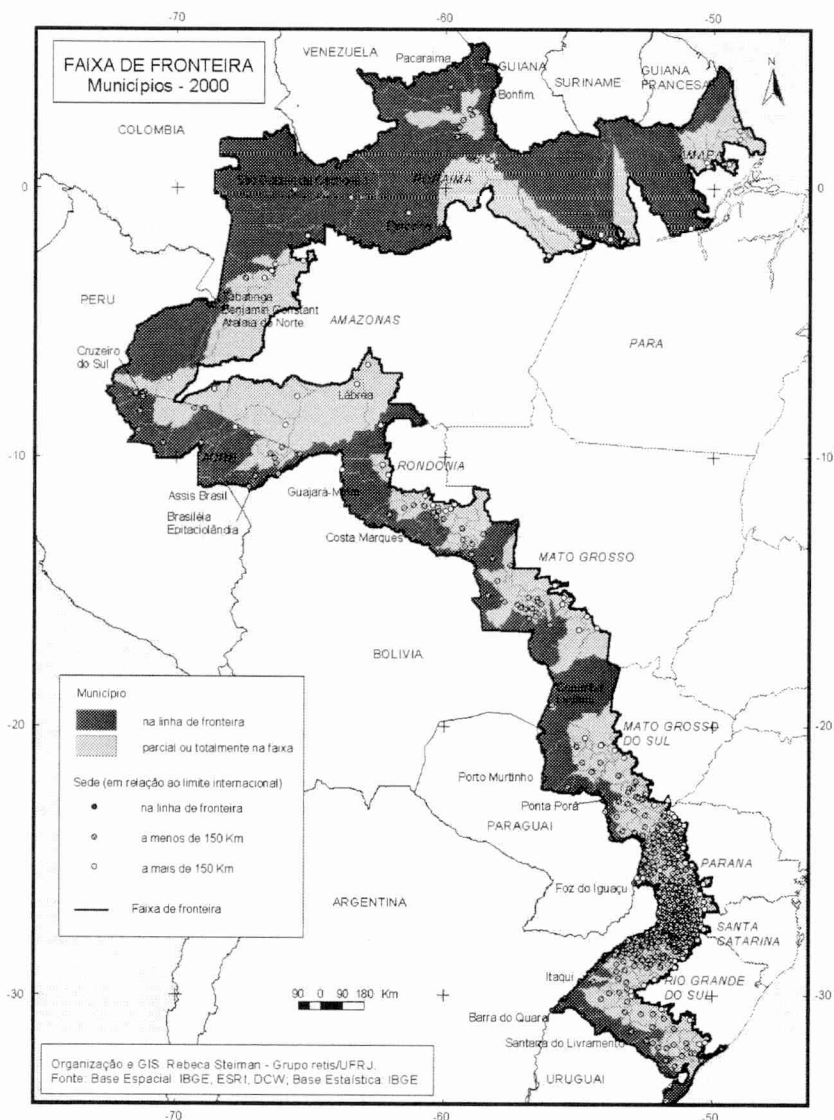
*Frontera* ist ein weiter gefasster Ausdruck, der eine Region oder einen Streifen bezeichnet, während der Begriff *limite* mit einem genauen, linearen und vollkommen bestimmten Begriff von Gebiet verbunden ist.<sup>10</sup>

Doch in viel stärkerem Maße als Verträge oder Linien auf Landkarten ist die Grenze eine komplexe und funktionale Struktur auf der Erdoberfläche, die mindestens drei deutlich voneinander verschiedene Etappen durchläuft: Abgrenzung, Grenzziehung und Kennzeichnung. Im Falle Brasiliens sind die beiden ersten Phasen vollständig und die dritte fast abgeschlossen. In den Staaten des Mercosur herrscht folgende Situation:

9 Die unter diesem Punkt zitierten Karten und einige wichtige Texte stammen von der Internetseite der *Grupo Retis de Pesquisa sobre Fronteiras* der Universidade Federal do Rio de Janeiro, Brasilien, unter der Leitung von Prof. Dr. Lia Osório Machado: <[www.igeo.ufrj.br/fronteiras/pesquisa/fronteira/](http://www.igeo.ufrj.br/fronteiras/pesquisa/fronteira/)> (27.10.2004).

10 Krukoski, Wilson R. M., "Fronteras y Límites", <[www.info.Incc.br/wrmkkk/artigoe.html](http://www.info.Incc.br/wrmkkk/artigoe.html)>, S. 1. (27.10.2004).

Karte 1: Grenzstreifen



Die Grenze zwischen Brasilien und Uruguay, die eine Länge von 1.068,1 km umfasst, ist festgelegt, gezogen und gekennzeichnet; dies geschah durch den Grenzvertrag von 1851, den Vertrag von Lagoa



Mirim von 1909, die Konvention von Arroyo San Miguel von 1913, den Gesetzerlass zur Grenze von 1933 und schließlich durch die gegenseitigen Absichtserklärungen über die Abgrenzung der Mündung des Arroyo Chuí von 1972. Die 1.261,3 km lange Grenze zu Argentinien wurde durch den Vertrag von 1898 und die ergänzende Konvention von 1927 ebenfalls definiert. Auch mit Paraguay wurde eine Grenze definiert, der entsprechende Vertrag datiert von 1872 und wurde 1927 und 1973 (Vertrag von Itaipu) ergänzt (Engel 2004: 1).

Wissenschaftler warnen, dass

die aktuelle Tendenz zur Bildung regionaler Wirtschaftsblöcke und die Diaspora von Völkern mit einer in noch nie da gewesenem Maße zusammengesetzten Nationalität eine grundlegenden Veränderung im Umgang mit internationalen Grenzen (*fronteras*) und Begrenzungen (*limites*) herbeigeführt haben. Vielen Ländern geht es nicht mehr um die Auswirkungen der Existenz internationaler Grenzen, sondern um deren Abschaffung oder zumindest darum, die von ihnen lange Zeit im Wirtschaftlichen und Gesellschaftlichen repräsentierten Diskontinuitäten für die Zirkulation von Gedanken, Waren und Dienstleistungen zu verringern.<sup>11</sup>

Andere wiederum, wie etwa Claude Raffestin (1993), lenken unsere Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass

die neuen Ansätze vor allem in Europa einen Mythos von der Abschaffung der trennenden Grenzen schaffen, der mit dem konfusen Willen übereinstimmt, sie auch in anderen Gesellschaftsbereichen sinnlos werden zu lassen [...]. Dieser Mythos von der Abschaffung der Grenzen beruht auf der Vorstellung, dass sie ein Hindernis und eine Beeinträchtigung für die individuelle oder kollektive Freiheit darstellen, und steht in einer schon alten Tradition, den Trennungen zwischen den Staaten nur negative Funktionen zuzuschreiben. [...] Für Raffestin ergibt das nicht den geringsten Sinn, da die Grenze eine unvermeidliche Notwendigkeit ist, ein Regulierungsmechanismus, der sich dem Chaos widersetzt. Auch wenn sie völlig überholt scheinen und scheinbar keine Auswirkungen auf den erlebten Alltag besitzen, stützen die internationalen Grenzen weiterhin das Prinzip der territorialen Identität und die Trennung zwischen "Nationalem" und "nicht Nationalem" durch rechtliche, politische und ideologische Schranken (Raffestin 1983, zitiert in Steiman/Machado 2003: 9).

Ich bin der Ansicht, dass die Bildung supranationaler Blöcke wie der Europäischen Union, der Nordamerikanische Freihandelsabkommen

---

11 House 1980, zitiert in Steiman/Machado (2003): "Limites e Fronteiras Internacionais: uma discussão histórico-geográfica", in: <[www.igeo.ufrj.br/fronteiras/pesquisa/p02avulsos04.htm](http://www.igeo.ufrj.br/fronteiras/pesquisa/p02avulsos04.htm)>, S. 9. (27.10.2004).

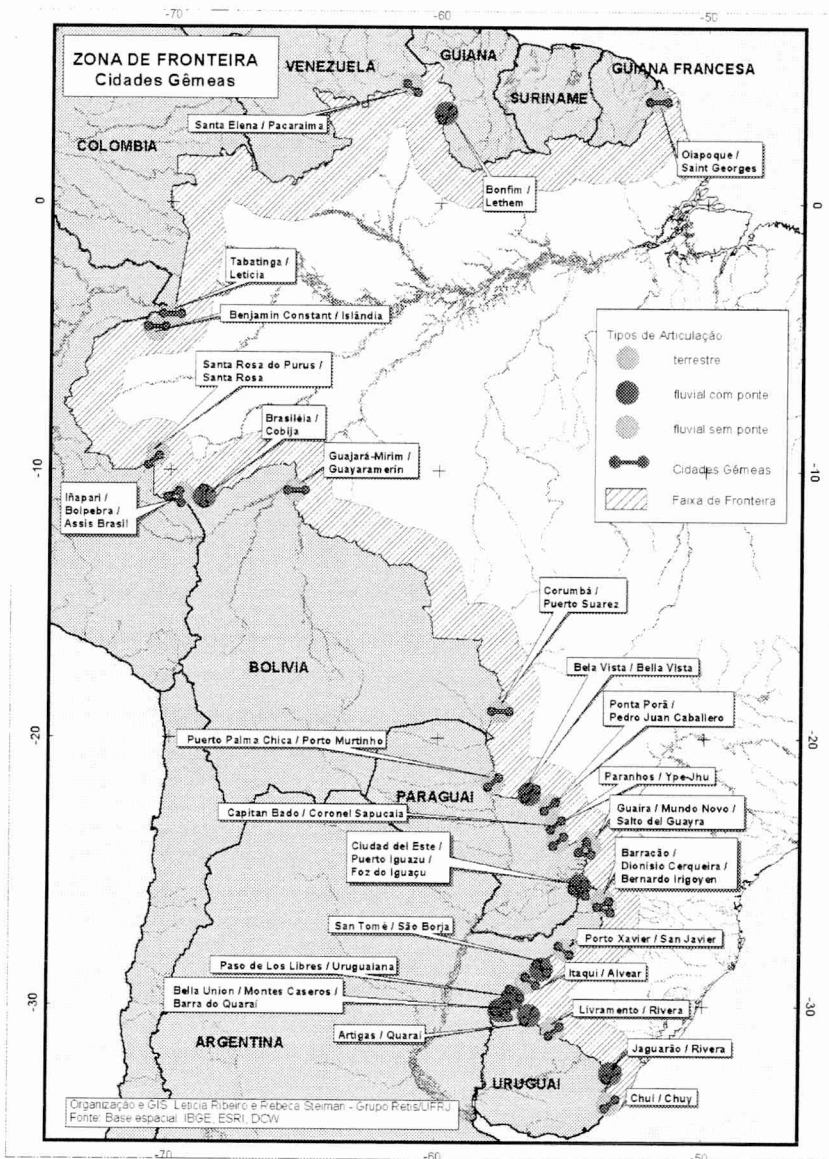
(NAFTA, engl. *North American Free Trade Agreement*) oder des Gemeinsamen Markt Südamerikas (MERCOSUR, sp. *Mercado Común del Sur*) den klassischen Begriff der Grenze sicher verändern, sie jedoch nicht eigentlich auflösen, sondern relativieren, insbesondere durch die Schaffung transnationaler Regionen, die mit den von den Zentren jedes Staates aus regierten nationalen Einheiten in Konkurrenz treten. Das Hauptproblem für diese Grenzregionen besteht in der Überwindung ihrer Kondition als Transitregionen in Richtung der Zentren der angrenzenden Staaten, um sich produktiv in die mit den internationalen Staatenbünden entstehenden transnationalen Vernetzungen einzugliedern.

### *2.1 Grenzstreifen und Zwillingstädte*

Vor diesem Hintergrund gewinnt der Begriff der Grenzstreifen größere Bedeutung. Regionen, die von einer internationalen Bewegung gekennzeichnet sind, welche allerdings Bestandteil des Grenzgebietes ist und nur auf lokaler/regionaler und nicht auf regionaler/nationaler Ebene wahrgenommen werden kann. Wirtschaftlich und politisch könnte man von diesen Grenzgebieten etwas für die Organisation von transnationalen Kontakten und Kooperationen lernen. Gleiches könnten wir auf die kulturellen Kontakte übertragen. Viele Wissenschaftler sind der Ansicht, dass heutzutage an den Grenzen die besten Formen des Austauschs zwischen den modernen Nationen ablaufen. Es handelt sich dabei um die sogenannten "lebendigen Grenzen".

Ein weiterer interessanter Begriff aus der Geographie sind die Zwillingstädte (Karte 2). Es handelt sich um Städte mit einer spezifischen räumlichen Anordnung, die einer intensiven Interaktion entspricht. Solche Städte gibt es sehr häufig an den Grenzen zwischen Brasilien und den Staaten der Plata-Region. Sie ergänzen sich durch unterschiedliche Spezialisierung und Produktionsweisen, was einen unterschiedlichen Fluss von legalen und illegalen Menschen, Waren, Dienstleistungen und Informationen impliziert. Es gibt dort auch Kapitalflüsse, die den Tourismus und den Handel beeinflussen. Die Bewegungen aufgrund der gegenseitigen Ergänzung unterschiedlicher geographischer Einheiten, Fähigkeiten und Produktionsweisen einerseits und die vom Tourismus in der Region verursachten Kapitalflüsse

## Karte 2: Zwillingsstädte



andererseits, darüber hinaus der Handel und der Warenaustausch vollziehen sich mit größerer Sichtbarkeit an den sogenannten "trockenen Grenzen" (zum Beispiel zwischen Rivera und Santana do Livramento) ohne physische Unterbrechungen (etwa einem Fluss), oder mit einer solchen, jedoch auch mit einer entsprechenden künstlichen Verbindung (etwa durch Brücken wie in Uruguayana) (Ribeiro 2003: 19).

Diese Dynamik der Zwillingstädte wird laut einigen Wissenschaftlern von Projekten transnationaler Integration wie dem MERCOSUR bedroht. Man fragt sich, inwieweit der MERCOSUR negative Auswirkungen auf diese lokale Realität haben wird, da er ja die Aufhebung von Zollschränken, die Reduzierung von Währungsgefällen und eine weitgehend reibungslose Zirkulation zwischen den Mitgliedsstaaten vorsieht. Daher

ist die Untersuchung der internationalen Grenzen anhand der Zwillingstädte im Süden Brasiliens eine alternative und komplementäre Perspektive zu derjenigen, die sich auf die konfliktiven Beziehungen vor allem zwischen Kolonialländern (Portugal und Spanien) und später zwischen Nationalstaaten (Brasilien, Uruguay und Argentinien) konzentriert (Ribeiro 2003: 29).

Diese Städte erfüllten nicht nur eine wichtige militärische Funktion bei der Landesverteidigung, sondern auch die Funktion eines Handelsgangs. Dort entstand denn auch eine Aktivität, die selbst im Grenzbereich zwischen Legalität und Kriminalität angesiedelt ist: der Schmuggel. Da z.B. das Eisenbahnnetz eher die großen Städte berücksichtigte, verlegten sich Städte wie Livramento und Rivera auf "die sekundären Gewinne aus dem Zwischenhandel und dem Schmuggel".<sup>12</sup> Dies ist ein wichtiger Faktor, wenn man verstehen will, warum der Schmuggel ein in verschiedenen Epochen immer wiederkehrendes Thema in der Literatur dieser Region ist. Weiter unten werden wir einige Beispiele dafür nennen.

---

14 "Die kleinen Zentren im Grenzgebiet auf uruguayischer Seite lebten in großem Maße vom Schmuggel uruguayischer Produkte (vor allem Vieh und Felle) und auch aus Europa importierter und für Märkte auf brasilianischem Gebiet bestimmter Produkte, der auf dem starken Preisgefälle zwischen beiden Ländern beruhte und von den schwachen staatlichen Kontrollen der die Grenzen überschreitenden Ströme begünstigt wurde" (Ribeiro 2003: 21).

### 3. MERCOSUR

Vergleichen wir einige Wirtschaftsdaten der drei Blöcke – Bruttoinlandsprodukt (BIP) und Außenhandelsvolumen in US-Dollar –, dann erscheint der MERCOSUR als armer Verwandter von NAFTA und Europäischer Union; vergleichen wir allerdings die Fläche, dann erweist sich ihrerseits die Europäische Union (EU) als klein.

Der MERCOSUR umfasst beinahe die Hälfte der Fläche der NAFTA und fast die vierfache Fläche der EU. Dafür stellt sein BIP nur wenig über 10% des jeweiligen BIP der beiden Blöcke dar. Auch das im MERCOSUR im Handel zirkulierende Geldvolumen erreicht keine 2% des weltweiten Bruttoinlandsprodukt (BIP), während die NAFTA 20% und die EU über 35% repräsentieren (<<http://www.classificadosmercosul.com.br/>>, 27.10.2004).

#### 3.1 MERCOSUR: Zäune und Fenster<sup>13</sup>

Etwas ironisch bemerkte ich einmal gegenüber einem anderen Autor in diesem Band, Günther Maihold, er arbeite über 'Grenzen des Krieges', ich hingegen über eine 'Grenze des Friedens'. Ich bezog mich damit auf die zahllosen Mexikaner, die beim Versuch, in die USA zu gelangen, getötet werden und auf das heute sehr friedliche Zusammenleben zwischen Uruguayern, Paraguayern, Brasilianern und Argentinern in Grenzgebieten. Dort entsteht eine dritte Identität, die sowohl von den Behörden aller Länder – vor allem wenn sie am Erfolg des MERCOSUR interessiert sind – als auch von der einfachen Bevölkerung oft als Motor der Integration und der Überwindung früherer Rivalitäten gepriesen wird. Doch was ich im Spaß sagte, birgt auch eine Wahrheit: das Bewusstsein um die Zerbrechlichkeit Südamerikas, das vor allem aus der gemeinsamen Erfahrung von Diktatur und ihrer Überwindung entstand und sich später trotz Einführung von mehr Demokratie angesichts der missglückten Versuche, Wirtschaft und Staatswesen zu reformieren, verstärkte; Argentinien und Uruguay brachen wirtschaftlich zusammen und Brasilien entging dem wirtschaftlichen Zusammenbruch nur knapp – was alle Länder innerlich wieder vor Zerreißproben stellte.

---

13 Anspielung auf den Titel des Buches von Naomi Klein, *Recinti e Finestre* (2002).

Die weiterreichende Frage in diesem Zusammenhang wäre, wie sich im Gegensatz zu Abkommen und Bündnissen zwischen armen und reichen Ländern (z.B. zwischen Mexiko und den USA) diese und andere Beziehungen zwischen armen Ländern (Brasilien, Uruguay, Argentinien, Paraguay) darstellen; zwischen territorial und wirtschaftlich sehr unterschiedlichen Ländern, die sich jedoch vor allem hinsichtlich ihrer historischen Abhängigkeit von den reichen Staaten und ihrer jahrhundertealten inneren Heterogenität sehr ähnlich sind. Könnte man behaupten, dass die für die armen Gemeinschaften auf der ganzen Welt typische Solidarität auch auf der Ebene der Integration internationaler Gemeinschaften einfacher zu erreichen ist? Wie sich diese Solidarität, aber auch die angeborene Heterogenität in diesen Gesellschaften zeigt und verbirgt, kann anhand der politischen und akademischen Diskurse oder auch in den verschiedenen kulturellen und künstlerischen Ausdrucksformen untersucht werden. Analysiert man letztere, so kann man Widersprüche im Bezug auf erstere feststellen. Doch um dies zu lesen, muss man über die Texte und ihre Form gehen, denn wir haben von Mukarowski gelernt, dass in der Literatur "Inhalt Form und Form Inhalt ist".

Wissenschaftler, die sich mit den ökonomischen Blöcken und den Machtverhältnissen an den Grenzen beschäftigen, weisen auf die Existenz einer ständigen Spannung zwischen Integration und Separation hin, die oft mit politisch-ökonomischem Opportunismus verbunden ist und den zweideutigen Rückgriff auf die Nationalstaaten beinhaltet. Diese Spannung kann man im Fall des MERCOSUR beobachten, wo der politisch-ökonomische Opportunismus sich seinerseits historisch mit demjenigen in den hegemonialen Ländern wie den USA, Großbritannien, Frankreich und Deutschland verbindet.

Wirtschaftswissenschaftler, Soziologen und Historiker schreiben viel über den MERCOSUR. Im Jahr 2003 ist ein Buch mit einem Umfang von 676 Seiten zum Thema erschienen: *Conflito e integração na América do Sul: Brasil, Argentina e Estados Unidos, da Tríplice Aliança ao Mercosul, 1870-2003* von Moniz Bandeira (Bandeira 2003). Wie der Titel deutlich macht, handelt es sich hier darum, die Integrationsbemühungen und die Konflikte zu untersuchen, die diese Bemühungen in der großen Region Südamerikas unterminieren. Dabei liegt das Hauptaugenmerk auf den Beziehungen zwischen Argentinien und Brasilien, durch die das Schicksal der umfassenderen Bündnisse

und Brücken mit den übrigen Ländern des *Cono Sur* und Südamerikas im Allgemeinen bestimmt werden.

Moniz Bandeira beschreibt eingehend die Beziehung zwischen Brasilien und Argentinien, die bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts von starker Rivalität geprägt war, was sich konkret in einem wahren Wettrüsten niederschlug. Dieser Rivalität und den Kämpfen um den Wirtschaftsraum steht eine diplomatische Arbeit gegenüber, wie sie der Baron von Rio Branco zu Beginn des 19. Jahrhunderts leistete und die zum Entwurf einer Art von Vorgänger des MERCOSUR führte: zum ABC (Argentinien, Brasilien, Chile) als politischem Verteidigungsbündnis gegen die Vorherrschaft Englands und der USA, die die Briten damals als wichtigste imperiale Macht in der Region ablösten.

Nach teils erfolgreichen, teils gescheiterten Versuchen zwischen den 1930er und 1960er Jahren (insbesondere während der jeweiligen Präsidentschaften von Perón und Getúlio Vargas in den beiden Ländern) und nach einer Unterbrechung durch eine eher unheimliche Art der Annäherung zwischen den Diktaturen begann eine Zeit, die man als Bewusstwerdung um die eigene Schwäche bezeichnen könnte, die über die Ressentiments und Überlegenheitskomplexe eines großen Brasiliens oder eines super-zivilisierten Argentinien gestellt werden musste – um hier auf brutale Weise diese Angelegenheit zu verkürzen, die viel komplexer ist.

Danach ergaben sich in den 1980er Jahren im Zuge der Demokratisierung größere Möglichkeiten für die Einrichtung des MERCOSUR. Das Plata-Becken wurde vom umkämpften Feld zu einem Feld der Integration und die Grenzen des Krieges und der Machtkämpfe innerhalb und außerhalb Lateinamerikas wurden zu Grenzen des Friedens und des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Austauschs. Die Entwicklung der einzelnen Länder – ob sie sich in Krisen befanden oder nicht – schuf ein immer stärker integriertes Umfeld und überdeckte die unglückseligen Begegnungen der Vergangenheit. Dadurch wurde die Schaffung des MERCOSUR in den 1980er Jahren ermöglicht.

Heute herrscht nach dem Bankrott Argentinien und dem Fast-Bankrott Brasiliens ein größeres Bewusstsein um die Notwendigkeit, die regionale Integration in Südamerika zu stärken, im Gegensatz zur

illusorischen Vorstellung eines Carlos Menem, der von "relaciones carnales" zwischen Argentinien und den USA geträumt hatte.

Vor dem Hintergrund dieses Werdegangs wird der MERCOSUR als einziger Weg des Kampfes gegen eine ausschließlich den Interessen der USA dienende *Free Trade Area of the Americas* (FTAA) verteidigt. Doch dazu müsse man auf einer Stärkung der kulturellen Integration im Zuge der politischen und wirtschaftlichen Integration beharren.

### 3.2 MERCOSUR und Kultur: "Integrationisten" und "Dialogisten"

In den intellektuellen Kreisen, vor allem unter den Historikern, wurden in der Vergangenheit und werden heute verschiedene Anstrengungen für den kulturellen Aufbau des MERCOSUR unternommen. Gregório Recondo setzt sich zum Beispiel mit der Frage auseinander, wie im Raum des MERCOSUR ein Zugehörigkeitsbewusstsein geschaffen und der Horizont der nationalen Bindungen erweitert werden kann. In dieser Perspektive wird der "MERCOSUR erst dann zur Wirklichkeit, wenn er in der Kultur der Nationalgemeinschaften seine Wurzeln schlägt" (Recondo 1997: 20).

Es gehe darum, eine neue Philosophie der Grenze zu schaffen, damit diese von einer Trennlinie zu einer Eingangstür werde: Eine Philosophie, die sich gegen den Ökonomismus stellt, die Vernachlässigung der Kultur als Grundursache für das Scheitern der Integrationsversuche in Lateinamerika herausstellt und deutlich macht, dass es ohne kulturelle Integration keine wirtschaftliche und politische Integration geben wird. Diese Sichtweise richtet sich gegen solche, die sie als pathologisch bezeichnet: gegen fundamentalistischen Nationalismus, patriotische Farce oder auch gegen einen verbrauchten Kosmopolitismus und eine Globalisierungslogik, die nationale Identitäten auflöst und allem Leben auf dem Planeten ein oberflächliches Einheitssiegel aufdrücken will. Diesen gleichermaßen unvollständigen und sektiererischen Positionen stelle sich ein regionales Zugehörigkeitsbewusstsein, "eine eigene, iberoamerikanische Art oder Modalität der Universalität gegenüber" (Recondo 1997: 416).

Diese integrationistische Linie wird von den Verteidigern einer dialogischen Perspektive als zu romantisch kritisiert. Sie verweisen darauf, dass der MERCOSUR nicht frei sei von der Spannung zwi-



schen Integration und Separation.<sup>14</sup> Der argentinische Anthropologe Alejandro Grimson vom *Instituto de Desarrollo Económico y Social* (Grimson 2000: 89-102; 2001: 1-21) beabsichtigt, weniger die harmonischen Beziehungen und verstärkt die Konflikte an den Grenzen des *Cono Sur* konkret zu untersuchen. Dabei geht er über die Vermischung der Identitäten und die Grenzkombinationen hinaus und enthüllt "die lokalen Logiken von Grenzstreitigkeiten". Sein Vorschlag impliziert, "sich an die Grenzen (*fronteras*) zu begeben, um die Kontingenz und Historizität der Begrenzung (*límite*) zu zeigen", was bedeutet, "nicht ausschließlich ihre Durchlässigkeit und Überschneidungen zu betonen, sondern auch die Machtkämpfe, die andauernden Stigmata und neuen Formen des Nationalismus" (Grimson 2000: 90).

In diesem Fall ändert oder erweitert sich ebenfalls die Auffassung von Grenzakteuren. Im *Cono Sur* wären Grenzakteure gleichermaßen die Jesuiten der "reducciones" wie die Guaranís, die Bandeirantes, die Großgrundbesitzer in Rio Grande do Sul; durch ihre Niederlagen und Siege trugen sie zur Errichtung der politischen Grenzen in der Region bei. Für Grimson wird das an sich schon problematische Verhältnis zwischen Nation, Staat und Kultur noch problematischer, wenn wir das Verhältnis zwischen dem staatlichen Handeln und dem der gesellschaftlichen Akteure an den Grenzen zu verstehen versuchen. Dies würde uns zugleich davon abhalten, uns mit der von Wirklichkeit und Geschichte losgelösten Zerstörung der Staaten zufriedenzugeben. "Der Staat existiert, und das Territorium ist eine der Grundbedingungen seiner Existenz" (Grimson 2000: 92).

In diesen Gebieten entwickeln sich interkulturelle Beziehungen, die nicht notwendigerweise zum nationalen "Identitätsverlust" führen.

---

14 In diesem Kampf wird mit Ironie gefochten. Erstere finden wir in einer Bemerkung des Soziologen und ehemaligen brasilianischen Präsidenten Fernando Henrique Cardoso; die zweite bei Kenneth Maxwell, Politologe und Historiker aus dem *Council of Foreign Relations*. Von Fernando Henrique Cardoso: "Die FTAA ist unsere Wahl, unser Schicksal ist der MERCOSUR" (Québec, Gipfeltreffen des MERCOSUR, Asunción 21.-22. Juni 2001 – *La Nación*). Interessant ist die Verteidigung Argentinien durch Fernando Henrique Cardoso: "Seine Probleme nicht, denn die Welt ist interdependent" (Globo, RJ., 09.08.2001). Am 08.04.2002 äußert Kenneth Maxwell seine Meinung in der Tageszeitung *Folha de São Paulo*: Die neo-konservativen Ideologen von Washingtons Forschungsinstituten und, was noch bedrohlicher ist, die zivilen Chefs im Pentagon seien mittlerweile der Ansicht, es sei an der Zeit, "laut und ohne Zurückhaltung vom Amerikanischen Imperium zu sprechen".

“In vielen Fällen sind diese Formen der Identifikation im Gegenteil übertrieben und erfüllt von der nationalistischen Aufgabe, ‘es zu etwas zu bringen’” (Grimson 2000: 94).<sup>15</sup>

Spezifische Untersuchungen zum *Cono Sur* zeigen, dass “die Grenzen weiterhin Schranken für Zoll, Migration und Identitäten sind” (Grimson 2000: 96). Die regionale Integrationspolitik erschafft Grenzen genau in dem Maße neu, in dem sie andere niederreißt. Diese neuen Grenzen werden in den Symbolen des Zusammenschlusses sichtbar, wie im Beispiel der Brücke, die die Städte Posadas in Argentinien und Encarnación in Paraguay miteinander verbindet. “Durch ihre Verwicklung in bestimmte Politiken der Verhärtung und Festigung der Grenzen kann eine Brücke am Ende zwei Ufer voneinander trennen” (Grimson 2000: 96).

Das, was für die einen, besonders für die nationalen Behörden, Symbol der lateinamerikanischen Integration oder der Auflösung von Grenzen ist, kann für andere die Markierung von Trennung und Streit, Kontrolle und Repression sein, wie im von ihm untersuchten Fall der *pasaderas paraguayas* (Frauen, die seit über einem Jahrhundert vom Grenzübergang mit kleinen Warenmengen leben), die als neue Erleichterungen für die Bewohner von Posadas für Einkäufe in Encarnación eingeführt wurden. Aus Sicht dieser Grenzgängerinnen oder der paraguayischen Indios, die eine Brücke zerstörten, die ihnen keine Verbindung, sondern Trennung brachte, “bringt uns [der MERCOSUR] nichts, weil er es für uns schwieriger macht” (Grimson 2000: 97).<sup>16</sup>

---

15 “Gleichzeitig gibt es keine genaue Übereinstimmung zwischen Staat und Nation. Die Beziehungen zwischen Macht und Identität an den Grenzen und zwischen den Grenzen und den entsprechenden Staaten sind problematisch, gerade weil der Staat nicht immer die von ihm geschaffenen politischen Strukturen an seinen Rändern kontrollieren kann. [...] Grenzen verdichten soziokulturelle Räume, so trennen und vereinigen sie materiell und symbolisch” (Grimson 2000: 93).

16 “Die neuen Straßen und Brücken sollen nicht der Grenzbevölkerung zugute kommen [...], sondern den Handel auf dem Landweg zwischen den Ländern befördern, sie durchqueren als ‘Dienstleistungsgebiete’ verstandene Grenzstädte. Diese Maßnahmen entstehen nicht für die Menschen, sondern für die großen Unternehmen. Die Kontrolle der kleinen Händler, darunter auch des sogenannten ‘Ameisenschmuggels’ wird verstärkt, und die schon immer gegen die Kleinen gerichtete Gewalt nimmt zu.” Die Entterritorialisierung repräsentiert so neue Territorialisierungen. Die Sorge um die Souveränität wird ersetzt durch die Panik vor dem Verkehr (Grimson 2000: 99).

Während Studien wie die von Alejandro Grimson die Trennungen und neuen Begrenzungen aufzuzeigen versuchen, die durch eine Integrationspolitik geschaffen werden, die den Dialog und die Bewegungsfreiheit der kleinen Leute verhindert, gibt es andere, die für eine Integrationspolitik auf kultureller Ebene zur Förderung der wirtschaftlichen und politischen Integration eintreten, ohne die davon verursachten Widersprüche zu bemerken.

Ein gut gemeinter Vorschlag ist z.B. derjenige von Pablo Lacoste, einem Historiker der *Universidad de Buenos Aires*, im Aufsatz "La entente político-cultural por la integración" (Lacoste 1999). Ihm zufolge muss man die positiven und negativen Aspekte der kulturellen Elemente im Hinblick auf die Integration bestimmen, die negativen beseitigen und die positiven stärken. Zu diesem Zweck schlägt er die Verbreitung der Musik und des Films der zu integrierenden lateinamerikanischen Länder vor, ebenfalls die Vermittlung der gemeinsamen Geschichte sowie die Auseinandersetzung mit wichtigen Persönlichkeiten der jeweiligen Geschichten, darunter mit den Märtyrern der Unabhängigkeit oder den Helden des Traums von der lateinamerikanischen Integration wie Bolívar. Straßen, öffentliche Räume und Schulen sollten Namen tragen, die die "Kultur des MERCOSUR" repräsentieren. Die Vorurteile, die verzerrten Bilder, die gegenseitigen Ressentiments sollten ebenfalls bekämpft werden wie "Bakterien, die für den kulturellen Körper des MERCOSUR schädlich sind" (Lacoste 1999: 7). Die Geographie sollte neu gelehrt werden, ohne die Wahrheit verfälschende Landkarten, da die kulturellen Gegenstände für die Integration genauso wichtig wie oder gar wichtiger wären als die Brücken und Straßen.

Grimson spricht von der kulturellen Integrationspolitik und ihren romantischen Verteidigern, die sich die Beziehungen zwischen Brüdervölkern vorstellen wie "ein intellektuelles Projekt des supranationalen Identitäts-*Engineering*", zu dem Intellektuelle und Politiker beitragen, darunter viele Historiker, aber auch Künstler und Kunstkritiker (Grimson 2001: 1). Aus Sicht der Dialogisten denken die Integrationisten,

dass die "mercosuidad" künstlich geschaffen werden kann, durch die Errichtung von Symbolen, Allegorien und Mythen, ohne zu erkennen, dass diese nur Wurzeln schlagen, wenn sie einen gesellschaftlichen und kulturellen Nährboden vorfinden (Carvalho 1990, zitiert in Grimson 2001: 1).

Symbole werden geschaffen oder neu geschaffen, gemeinsame Geschichten werden neu erdacht. So werden unter anderem die Jesuitenmissionen als Vorläufer des MERCOSUR erwähnt,

eine Zeit, in der fast der gesamte *Cono Sur* Südamerikas durch einen Glauben vereint war, der sich in eigenen Riten und Hingabe, in einer gemeinsamen Musik ausdrückte [...] und im alltäglichen, bescheidenen, doch unersetzlichen Mate (Grimson 2001: 3).

Gegen die romantische und unkritische Integration, die im Namen einer gemeinsamen, vereinheitlichend erzählten Vergangenheit vereinheitlicht und sich vornimmt, eine "supranationale Identität" zu schaffen, brauche es

einen Raum, in dem die verschiedenen Kulturen, die verschiedenen Vorstellungswelten, die verschiedenen Symbole innerhalb jedes Landes und der verschiedenen Länder einander gleichberechtigt begegnen können (Grimson 2001: 6).

Das heißt, die Position steht im Gegensatz zur Schaffung einer imaginierten Gemeinschaft des MERCOSUR, befürwortet jedoch die Errichtung einer Kommunikationsgemeinschaft in der Verschiedenheit (Grimson 2001: 6).

Das Gegenteil wäre eine Auffassung des MERCOSUR als Globalisierung von oben im kleinen Maßstab, die Kulturen vereinheitlicht, "oben die Ströme multipliziert und sie unten unterbindet" und auf diese Weise "die lokalen Geschichten und Traditionen zerstört" (Grimson 2001: 9).

#### 4. Die *gauchesca*: der Gegendiskurs der einzigartigen Erfahrung

##### 4.1 Der *gaucho/gaúcho*: Umwelt, Figur und Sprache

Das Fortbestehen der *gaucho/gaúcho*-Literatur, sei es in ernsthafter oder in parodistischer Form, ist bemerkenswert. Die "comarca pampeana" als kulturelle Region hat mit der Pampa zu tun, mit der Welt der Rinder, der *estancias*; aber auch mit den Grenzkriegen, mit der Welt des *gauchos/gaúchos* als historischer und mythologischer Figur. Aldyr Schlee, Schriftsteller und *gaúcho* aus Jaguarão an der Grenze zu Uruguay, vertritt folgende Auffassung:

[...] die *gaucho*-Literatur ist vor allem uruguayisch, danach auch argentinisch und ein wenig unsere, brasilianisch. Denn Uruguay ist nur "*gaucho*, *gaucho* und nochmals *gaucho*", während Argentinien sehr *gaucha* ist – und Brasilien nur ein bisschen *gaúcho* im äußersten Süden von Rio Grande do Sul.

Uruguay ist äußerst *gaucho*, immer *gaucho*, immer noch *gaucho*, sogar in Montevideo ist es fast nur *gaucho*. Die Geschichte Uruguays ist die Geschichte des *gaucho* – der zuerst Bandit war, dann Held und schließlich Mensch.

Argentinien ist dort *gaucha*, wo die Pampa es gestattet.

Brasilien ist *gaúcho* in der Pampa von Rio Grande do Sul, nur in einem Teil von Rio Grande do Sul, eben in seiner Pampa.

In Brasilien ist wie in Argentinien alles, was sich auf den *gaúcho* bezieht, ein typisch regionales Merkmal. In Uruguay ist der *gaucho* Ausdruck des nationalen Wesens (Schlee 1989: 78).

Über Argentinien sagt Ángel Núñez:

Die Pampa-Region umschließt die Provinzen Santa Fe, Entre Ríos, Buenos Aires und die Pampa. Da sich dort so emblematische Figuren wie Martín Fierro und Santos Vega bewegen, haben manche sie als *gaucha* bezeichnet, obwohl man nicht erwähnen muss, dass wir *gauchos* in ganz Argentinien haben, nördlich von Güemes bis hinunter zu den Nachkommen der großen indianischen Reiter Patagoniens (Núñez : 36).

Die *gauchesca* von Rio Grande do Sul ist von einer Zweideutigkeit geprägt, da sie in Widerspruch zu Brasilien gerät, was in Argentinien oder in Uruguay nicht geschieht. Die *gauchos* sind in fast allen Provinzregionen Argentinien und in der gesamten *Banda Oriental* präsent. In Brasilien ist die *gauchesca* lokal gebunden und der Patriotismus vermischt sich mit den Interessen der Provinz (Núñez o.J.: 117).

Ruben Oliven wird von Maria Eunice de Souza Maciel wie folgt zitiert:

Die Figur des *gaúcho* steht für die Vereinigung bzw. Überschreitung der ursprünglichen Grenzen und dient allen Bewohnern von Rio Grande do Sul als Bezug; auch denen aus Regionen, wo es gar keine *estancias* gab und deren Bevölkerung nicht der luso-brasilianischen Besiedlung (sondern hauptsächlich der deutschen und italienischen) entstammen. So entsteht eine symbolische Pampa, die mit der Zeit sowohl die Grenzen der Ebene und des ländlichen Umfelds als auch die regionalen Grenzen überschreitet, sobald in anderen brasilianischen Staaten auf Betreiben zahlreicher Menschen aus Rio Grande do Sul, die auf der Suche nach Arbeit in ferne Regionen abgewandert sind, Zentren für *gaúcho*-Tradition gegründet werden (Maciel 2000: 81).

Eine bestimmte Richtung der Historiographie hat dazu beigetragen, diese Verallgemeinerung der *gaucho*-Identität zu konstruieren, die eine starke vereinheitlichende Wirkung hat, wenn sie die verschiedenen Konflikte in der geteilten und ungerechten *gaucho*-Gesellschaft – wie der brasilianischen Gesellschaft – idealisiert und verbirgt.

Für eine neue kritische Geschichtsschreibung wird dies allmählich entmythifiziert:

Die regionale Geschichte, die hier ideologisch dargestellt wird, verbirgt die Beherrschung, verneint den Konflikt und belebt eine idealisierte Figur der Vergangenheit, die nicht dem wirklichen historischen Prozess entspricht. In der offiziellen Geschichtsschreibung vermischen sich Herren über Land und Vieh mit Hirten in einer einzigen Figur: dem – dem stolzen und ehrenvollen Helden –, der diese Tugenden auf den normalen Menschen von Rio Grande do Sul verallgemeinert [...]: alle diese Bewohner sind gleich, alle sind Erben ruhmreicher Traditionen (wie der “revolução farroupilha”, dem Lieblingsthema der offiziellen Historiographie) und entsprechen der idealisierten Figur des *gaúcho* (Pesavento 1989: 57).<sup>17</sup>

Es ist bereits untersucht worden, wie diese idealisierte Sicht auch in der Literatur, im Film, in der volkstümlichen Musik und im Theater sichtbar wird. Die Historiker, die diese als offiziell bezeichnete Geschichtsschreibung kritisieren, versuchen auch, die idealisierende Darstellung des *gaúcho* in Literatur und Kunst zu entmythifizieren, die seiner Ausbeutung durch die großen Landbesitzer gedient habe. Doch hier tritt die Notwendigkeit auf, Unterscheidungen vorzunehmen, die nur eine aufmerksame Lektüre der Texte und ihrer narrativen und stilistischen Strategien leisten kann, ohne in die Vereinfachungen einer lediglich scheinbar politisch korrekten, allerdings ästhetisch falschen und daher auch politisch inkorrekten Lektüre zu verfallen.

Erblickt diese Historiographie zum Beispiel im “peón” der Erzählungen und Romane “Kanonenfutter”, dann kann ihn die Literatur gleichzeitig als “Kanonenfutter” und als Helden wahrnehmen oder als armen Menschen, der seine Würde von seinem Mut abhängig macht und sich auf diesem Weg seinem Herren gleichwertig oder überlegen fühlt. Denn im Gegensatz zur Geschichtsschreibung, sei es die mythifizierende oder mythenkritische, versucht die Literatur, beide Seiten

---

17 “Gemäß dieser Annahme war Rio Grande do Sul immer ein Verteidiger der Freiheit, kämpfte immer für eine gerechte Sache und seine Bevölkerung besitzt angeborene Tugenden, die in der Figur des *gaúcho* repräsentiert werden: Stolz, Furchtlosigkeit, Mut, Freiheitsliebe usw. Dieses idealisierte Bild wird durch die Vorstellung ergänzt, die Gesellschaft von Rio Grande do Sul besäße keine gesellschaftlichen Hierarchien oder Unterscheidungen. In den Pampas habe eine regelrechte Demokratie geherrscht, die Hirten und Landbesitzer hätten Seite an Seite gearbeitet, verbrüdet durch die Identifikation mit derselben mythischen Gestalt des *gaúcho*, des Zentauren der Pampa, des Monarchen der weiten Ebenen” (Pesavento 1989: 56).

zugleich zu sehen, ohne die Komplexität der menschlichen Seite bei Gutsbesitzern und Hirten zu vergessen. Zur Inszenierung verschiedener und vielfacher Zugehörigkeiten problematisiert die Literatur im besten Fall das, was die Historiographie ihrerseits auch im besten Fall schematisiert und dichotomisiert. Dies ist eine der Linien der Arbeit mit Texten (im weiteren Sinne), die im Projekt verfolgt werden.

Ein ursprünglicher und exemplarischer Text ist, wie die Rezeptionsforschung belegt, der *Martín Fierro*, die sogenannte *gaucho*-Bibel (die von Brasilien, Uruguay und Argentinien für sich beansprucht wird) (Chiappini 2001b). Eine von mir selbst durchgeführte Untersuchung erwähnt einen über hundertjährigen Uruguayer, der zu sagen pflegte: „Der *Martín Fierro* gehört uns“, und „uns“ bedeutete sowohl Brasilien als auch Uruguay. *Martín Fierro* wäre laut Losada und anderen kritischen Lesern das Emblem derjenigen, die von der Modernisierung der ländlichen Regionen an den Rand gedrängt wurden. Seinem Beispiel folgend stellt sich in Brasilien dem idealisierten Gesang des *gauchos* (der auch in *Martín Fierro* vorhanden ist) die Denunzierung dieser Marginalisierung entgegen, z.B. im Werk von Alcides Maya und später in der bekannten Trilogie des *gaúcho a pé* von Cyro Martins. Dieser untersucht, was vom *gaúcho* in den Randgebieten der Grenzstädte geblieben ist, als er keine Arbeit und kein Pferd mehr hat, die für ein freies (auch wenn diese Freiheit zu weiten Teilen illusorisch gewesen ist) und erfüllteres Leben auf der Ebene standen.

Der größte Vertreter der *gauchesca* in Prosa in Rio Grande do Sul ist João Simões Lopes Neto, Autor eines schmalen Werkes, das von der Hereinnahme der mündlichen Tradition lebt. Die große formale und zugleich ideologische Originalität seines Werks ist meiner These nach dem *Martín Fierro* geschuldet: Die Erschaffung eines Erzählers aus dem Volk, hier eines *estancia*-Hirten namens Blau Nunes, der im hohen Alter eine andere kaum benannte, doch stumme Figur in einer Art vorgetäuschem Dialog, bei dem man nur Blaus Stimme vernimmt, über die Wege der veränderten Pampa führt und sich beim Anblick jedes landschaftlichen Elements an ein Erlebnis der Vergangenheit erinnert, dieses erzählt und dabei belehrt, wie der Erzähler im Sinne Walter Benjamins, der erzählt und Ratschläge gibt. Für diese technische Lösung des Erzählers erschafft Simões Lopes auch eine stilistische Lösung, eine poetische, daher künstliche Sprache, die den-

noch natürlich klingt, so als hörten wir den alten Blau direkt zu uns sprechen. Sie ist der Versuch, das, was Simões den lebendigen und farbigen *gaucho*-Dialekt nennt, literarisch neu zu erschaffen und besteht aus einer Mischung von regionalem Wortschatz und Ausdrücken in einem bei den am besten gebildeten Schriftstellern erlernten Portugiesisch.

Da Simões Lopes gewiss den berühmten uruguayischen Schriftsteller Javier de Viana gelesen hat, nähert die Kritik die beiden gerne einander an und behauptet sogar, Viana habe sich im Exil in Melo ganz in der Nähe von Simões aufgehalten und für Zeitschriften wie *Caras y Caretas* geschrieben, die in Simões Heimatstadt Pelotas erhältlich waren, wo dieser sie regelmäßig kaufte und las. Doch eine eingehendere Untersuchung zeigt, dass sich der Ähnlichkeit von Themen und Handlungsorten ein vollkommen unterschiedlicher Stil entgegenstellt, denn Viana verwendet einen gebildeten Erzähler in dritter Person, der ein sehr korrektes Spanisch spricht und seine Texte nehmen die Brasilianismen des in der Region gesprochenen *Portuñol* nicht in sich auf. Der Vergleich der Werke dieser beiden Zeitgenossen auf beiden Seiten der *banda oriental* brachte uns zu einer Hypothese, die von einer Analyse anderer Werke aus dem Korpus noch zu bestätigen sein wird. Sie lautet: Uruguayer und Argentinier widersetzen sich der Durchmischung des Spanischen durch das brasilianische Portugiesisch stärker, vielleicht aus Angst vor einem brasilianischen Imperialismus, der mit der Durchsetzung der Sprache beginnen könnte (Chiappini 2005).

Auf dem deutschen Lusitanistentag thematisierte der Historiker João Medina<sup>18</sup> ein ähnliches Problem, als er vom 'Schrecken' sprach, den Portugal traditionell den spanischen Schriftstellern einflöße und von deren Schwierigkeit, darüber zu schreiben, selbst als sie während der Franco-Diktatur in Portugal Aufnahme fanden. Portugal war etwas Unbequemes. Wozu sollte es gut sein? Und die atlantische Berufung dieses kleinen Landes wäre erklärbar aus dem Versuch, außerhalb von Europa und der iberischen Halbinsel seine eigene Erklärung zu suchen und in der Ferne seine Identität zu errichten. Ich glaube, dieser Schrecken wirkt in Amerika weiter, allerdings kehrt er sich um, als diese

---

18 "Visão de Portugal e dos portugueses na obra de alguns escritores espanhóis", 5. Deutscher Lusitanistentag, 26.09.2003, Universität Rostock (unveröffentlicht).



unangenehme Kleinigkeit zu etwas Großem und noch unangenehmeren wird, als Brasilien unter dem Druck des Kaiserreichs seine Einheit bewahrt, während Hispanoamerika trotz seiner sprachlichen Einheit in kleine unabhängige Republiken zerfällt. Diese Hypothese könnte den Widerstand der Grenzschriftsteller auf hispanischer Seite gegen die Sprachmischung erklären; dies zu überprüfen, ist eine Aufgabe der am Projekt beteiligten Sprachwissenschaftler.

#### 4.2 *Schmuggel und Kriege*

**Schmuggel:** Eine weitere wichtige und zu untersuchende Gruppe von Texten sind die Erzählungen und Romane von Autoren aus Uruguay, Brasilien und Argentinien, die den Schmuggel behandeln. Léa Masina hat vor fast zehn Jahren auf die Welt des Schmuggels in den Grenzliteraturen hingewiesen. Für sie und andere Spezialisten zum Thema stellt der Schmuggel eine Form des Übergangs dar, die Annäherungen und Konfrontationen in Grenzgebieten ermöglicht.

Liest man den Schmuggel daher in seinem doppelten Prozess der Literarisierung und Sozialisierung, stellt er ein entmythifizierendes Element dar, das über die Literatur neue mögliche Lektüren der Konstruktion einer Grenzidentität erzwingt (Masina 1994b: 63-70).

Romane wie *Ibiamoré: o trem fantasma* von Roberto Bittencourt Martins (1989), *O centauro no jardim* von Moacyr Scliar (1986), *Perseguição e cerco a Juvenio Gutierrez* von Tabajara Ruas, die alle in den 1980er und 1990er Jahren entstanden, oder Erzählungen wie "O contrabandista" von Simões Lopes Neto, "Los contrabandistas" von Mario Arregui und ein halbes Jahrhundert zuvor "Contrabandista" von Julio da Rosa arbeiten mit Symbolen der Integration (Brücken, Zügen, Flüssen) und machen deren dunkle Seite der Abschließung und Blockade sichtbar. Die Lebendigkeit des Strömens und des Austauschs von Menschen und Handel wird so zu einer ständigen Lebensbedrohung, denn der Schmuggel wird als wahre Kriegsoperation beschrieben – sowohl in den nächtlichen Grenzübertritten zu Pferd und unter Beschuss als auch in der modernen Version in Zügen, wo die Bedrohung dem Licht entspringt, das Grenzpolizisten und Schmuggler einander gegenüberstellt.

**Kriege:** Ein anderer von der Forschung bestätigter Punkt ist die Präsenz der Kriege bei verschiedenen Schriftstellern. Eine lange Tradi-

tion in den Texten besitzen z.B. die Missionskriege, vor allem das Massaker, mit dem Spanien und Portugal den Guaraní-Krieg von 1756 gewannen. In einem Essay (Chiappini 2006: 397-422) habe ich über Texte geschrieben, in denen die Figur von San Sepé oder Sepé Tiarajú entsteht. Vom epischen Gedicht aus dem 18. Jahrhundert, wie das Buch von Basílio da Gama, *O Uruguai*, bis zum Gedicht wie "Lunar de Sepé" von Simões Lopes Neto zu Beginn des 20. Jahrhunderts und auch im Bereich von neueren platinischen und brasilianischen Musiktexten wird diese mythische Figur dargestellt: der strahlende Guaraní mit einer Mondsichel auf der Stirn, dem göttlichen Zeichen des Ausgewählten, der in diesen Kriegen tapfer kämpfte und danach wiedergekehrt sein soll, um seinen Gefährten Mut zu machen, den Kampf gegen die europäischen Herrscher weiterzuführen, welcher unter einem Motto stand, das heute von der brasilianischen Bewegung der Landlosen (MST – *Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra*) wiederbelebt wird: "Dieses Land gehört uns." Diese Texte tragen in sich die Figur und Sprache Sepés und können im Übrigen bereits vor dem Abschluss der Kolonisierung von Rio Grande do Sul und der Plataregion als Spuren des kriegerischen Widerstands gegen den Kolonialismus gelesen werden.

Simões Lopes widmet Sepé ein berühmtes Gedicht. Aber er schreibt auch Erzählungen über andere Kriege nach dem Guaraní-Krieg, so z.B. über die Kriege zwischen Brasilianern und Spaniern ("Melancia Coco Verde"), über Antihelden, über die "revolução farroupilha" ("Duelo de Farrapos") und über andere innere Aufstände wie den von 1893, sowie über den Paraguay-Krieg. All dies erscheint durch den Filter von Blaus Interpretation, der versucht, die Geschichte ausgehend von den Fragmenten zu entschlüsseln, die ihm als befänglichem und am Rande stehendem Zeugen zugänglich sind.<sup>19</sup>

Die Kriege bilden hier also immer den Hintergrund, um Geschichten von historischen oder fiktiven Figuren zu erzählen, die sich miteinander vermischen und in ihren alltäglichen und einzigartigen Dramen konkretisieren. Blau, der Führer und ehemalige Soldat, begleitet

---

19 Es gibt noch "O Anjo da vitória" über die Schlacht von Paso de Rosario oder Ituzaingó, dem Höhepunkt des cisplatinischen Kriegs zwischen dem Brasilianischen Kaiserreich und den Vereinigten Provinzen des Río de la Plata, in der der berühmte General José Abreu, Kommandant der Kavallerie von Rio Grande do Sul, fiel.

den Leser aus der Stadt – der hier vom stummen, aber durch an ihn gerichtete Fragen, in seinem Namen vorweggenommene Antworten, die Dinge der Welt erklärende Ratschläge und Kommentare immer wieder vergegenwärtigten Gegenüber verkörpert wird – auf den Wegen von Rio Grande do Sul und dessen Vergangenheit: Durch den Prozess der Besiedlung und des Rinderfangs über die Entstehung und Entwicklung der ersten Fazendas, die allmählich eingezäunt und rationalisiert werden und eine traditionellen Lebensweise und ein Zusammenleben verdrängen, das er sich nur noch voller Wehmut in Erinnerung rufen kann, indem er die Zeichen entschlüsselt, die es in der veränderten Landschaft der Pampa hinterlassen hat.

Die Kriege sind in Érico Veríssimos berühmter Trilogie *O tempo e o vento* (*O continente, O retrato, O arquipélago*) präsent, in der 200 Jahre der Geschichte von Rio Grande do Sul über die Saga der paradigmatischen Familie Terra Cambará erzählt werden. Hier ist der Filter der des Intellektuellen Floriano Cambará, dem *alter ego* des Autors. Dieser intellektuelle Erzähler kann als Metapher für die Beziehungen zwischen den Intellektuellen und der Macht gelesen werden,<sup>20</sup> der einerseits die Kontinuität des “coronelismo”, andererseits die Parteilzugehörigkeit und kommunistische Orthodoxie ablehnt (zwei Wege, die jeweils von seinen beiden Brüdern besritten werden). Die von Floriano verkörperte liberale Alternative oder das, was man einen bestimmten sozialistischen Humanismus nennen könnte, mit dem Érico Veríssimo sich identifizierte, wäre hybrid, männlich und weiblich zugleich, da sie die verletzbare, aber auch kraftvolle Verteidigung des Lebens durch die Frauen der Gewalt der von nur äußerlich starken Männern entgegensetzt.

In jüngerer Zeit hat der Schriftsteller Tabajara Ruas sich in einem Buch den vielleicht traumatischsten Kriegen zugewandt, dem innerbrasilianischen von 1835 und dem internationalen gegen Paraguay (1865). Es handelt sich um den Roman *Netto perde sua alma*, dessen schöne Verfilmung auf dem oben erwähnten internationalen Symposium gezeigt wurde.

Netto ist ein General, der während der “Guerra dos Farrapos” die Republik von Rio Grande do Sul ausgerufen hat und ein Bataillon von

---

20 Detaillierte Ausführung dieses Gedankens im Aufsatz von Ligia Chiappini (2001a: 137-157).

300 schwarzen Sklaven befehligte, den berühmten Lanzenträgern dieses Krieges, denen man das Versprechen gegeben hatte, ihnen nach Errichtung der Republik die Freiheit zu schenken, was aber nicht erfüllt werden konnte, da der Krieg verloren ging und man mit dem brasilianischen Kaiserreich einen Vertrag schloss, in dem die Schwarzen und die ihnen versprochene Freiheit nicht berücksichtigt wurden. Der Roman setzt über 20 Jahre nach diesen Ereignissen ein, mitten im Krieg von Paraguay. Netto liegt in einem Krankenhaus in Corrientes (im zweiten Kriegsjahr wurde er in der Schlacht von Tuyuty verwundet); er befindet sich im Delirium, kehrt in seine Vergangenheit zurück, voller Reue darüber, so viele Menschen umsonst getötet zu haben. Dem Verkauf seiner Seele durch den Verrat seiner eigenen Ideale, die sich auf eine freiheitliche Republik bezogen, folgend, zieht er in den Krieg, der die Möglichkeit zur Bildung einer unabhängigen und gerechteren Republik Paraguay endgültig zerstört.

#### 4.3 *Verkehrte Welt und Parodie der gauchesca*

Diese männliche und gewalttätige Welt wird auch spätestens seit Érico Veríssimo mit dem Blick auf die Rolle der Frauen in Frage gestellt, doch die große Neuerung erfolgte im Roman *A casa das sete mulheres* der jungen Schriftstellerin Leticia Wierschowski, der aus diesem Grund als Fernsehserie mit großem Erfolg in Brasilien verfilmt wurde. Dort wird die große Saga der Pampa – die Revolution der “farrapos” – von einer der sieben Frauen erzählt, die auf einer Fazenda auf die Rückkehr ihrer Männer aus dem Krieg warten.

Die Dekonstruktion der epischen Erzählung, die hier aus der Perspektive der die Geschichte neu schreibenden Frau erfolgt, wirkte schon während der gesamten Geschichte der *gauchesca* in Erzählungen oder Romanen, die den *gaucho* als *pícaro* darstellen. Das geschieht in einigen Texten des argentinischen Schriftstellers Roberto Payró (1867-1928), in Brasilien bei Ramiro de Barcelos und auch bei Simões Lopes. Letzterer erschafft in seinen posthumen Erzählungen (*Casos do Romualdo* 1914) die Figur des Romualdo, des lügnerischen Jägers. In der verkehrten Welt Romualdos, in einem modernisierten und urbanisierten Rio Grande do Sul, wird Blau vom “genuíno tipo crioulo riograndense”,<sup>21</sup> “guasca sadio”, “perene tarumã verdejante”,

---

21 “Crioulo” bezeichnet hier den Mestizen.

“rijo para o machado e para o raio” zu einem Männchen: “baixinho e gordo”, “ruivo e imberbe”, ist aber immer noch ein “homem para as ocasiões”.

Gleiches macht Érico Veríssimo, in dessen Trilogie die Epik sich in einen sehr bekannten satirischen Roman, *Incidente em Antares* (1970) verwandelt, der während der schlimmsten Jahre der brasilianischen Diktatur veröffentlicht wurde. Dieser Roman dekonstruiert die männliche und gewalttätige Welt von Rio Grande do Sul und dadurch auch ein wenig die Epopöe des Staatsstreichs, den die Militärs euphemistisch als “die befreiende Revolution” bezeichneten und an dem viele Riograndenser beteiligt waren, die später zu führenden Persönlichkeiten und sogar Präsidenten Brasiliens wurden.

In dieser Tradition steht der kurze Roman *O dia em que o Alegrete atravessou a fronteira* von Sergio Caparelli (1983), der auf synthetische und sehr unterhaltsame Weise aus der Sicht des Kindes Pitico die Widersprüche der Literatur und der Welt der Grenze darstellt.

Alegrete ist keine Grenzstadt, liegt jedoch in einer Grenzregion im weiteren Sinne, besitzt Merkmale dieser Region, die sich über die Grenzlinien hinaus bis nach Rosario erstreckt. Deshalb flieht Alegrete in der Erzählung über die Grenze. Es gibt wenige Hindernisse: Die Laguna Mirim ist das größte davon. Die meisten Flüsse können auf dem Pferd durchwaten werden. Es gibt keine Berge, Wüsten, Sümpfe. Doch die Spannung bleibt, weil die *gaúchos* die Stadt verfolgen und sie mit ihren Lasso wieder zurückholen, als ob sie Mensch wäre.

Wie gesagt, wird die Geschichte aus der Perspektive eines Kindes namens Pitico erzählt, das alleine mit dem Zug von Porto Alegre in seinen Geburtsort Alegrete fährt. Doch es ist so heiß, dass die Gleise sich ausdehnen und die Straße und die Stadt Alegrete über die Grenze hinausrutschen. So ist also bereits der Titel zweideutig, denn man erkennt, dass Alegrete sowohl der Zug ist, der die Grenze überquert und bei der Stadt nicht hält (obwohl er den Namen des mythischen Südwindes “Minuano” trägt), als auch die Stadt selbst, die ebenfalls auf die andere Seite wechselt. Der Zwischenfall zwingt die Reisenden, sich zu organisieren, um Alegrete wieder zurückzuholen sowie das ursprüngliche Klima und die Geographie von Rio Grande do Sul wiederherzustellen. Das kann man lesen als Konkretisierung der Zweideutigkeit des Staates, der platinischen Elemente in den südbrasilianischen Städten wie Alegrete. Eine weitere Geschichte des Übergangs

hin zu einer Überwindung der Landesgrenzen, aber auch der inneren Grenzen, des Übergangs von der Kindheit zur Jugend eines kleinen *gaúchos*, der gleichzeitig seine Initiation in die Liebe (durch ein Abenteuer mit der geheimnisvollen lilafarbenen Frau) und in die Gewalt erlebt (durch die Begegnung mit den messertragenden *gaúchos*, die den Maschinenführer und die Reisenden für das Einfangen von Alegrete rekrutieren, mit den alten, in lebende Vogelscheuchen verwandelte *gaúchos* und *gaúchas*). Es sind Menschen, die alles verloren haben. Sie lebten frei in der Pampa und wurden von den Großgrundbesitzern von ihrem Land vertrieben: "Heute ist unser Land so klein, dass, wenn wir uns darauf hinlegen, unsere Köpfe ins das Gebiet der *estancia* reichen." Deshalb müssen sie stehen bleiben, wie Vogelscheuchen. Ein neues Bild des *gaúcho* zu Fuß? (Caparelli 1983: 48).

Dann kommen die geheimnisvollen Feinde, die alle mit Lanzen und Revolvern und mit der Hilfe geheimnisvoller Strauße angreifen. Da sind die alten armen *gaúchos*, die man für Invasoren hält und die zu Landbesitzern gewordenen *gaúchos*, die sie mit ihren Schutzleuten gefangen nehmen und töten lassen. Die Zugreisenden, unter ihnen Pitico, werden in einen Schuppen gesperrt. Eine geheimnisvolle Figur, Mão de Ferro, über den die Landbesitzer Informationen suchen, ist ein Guaraní, der eine Gruppe Indios organisiert hat, um das Land seiner Vorfahren zurückzuerobern und der seit langem gegen die Großgrundbesitzer und Söldner aus São Paulo kämpft. In den Ruinen von Santo Angelo will er die Missionen wieder aufbauen, dieses Mal allerdings ohne Missionare, nur mit "missioneiros".

Pitico glaubt das nicht, weil er nichts davon im Radio gehört oder im Fernsehen gesehen hat: "Um wahr zu sein, musste etwas im Fernsehen oder im Radio gesendet werden. In der Zeitung gedruckt werden. Es konnte nur ein Traum sein." Ich würde sagen, der Traum der Literatur ... gegen alle hegemonialen Diskurse der Medien und kraft der Erinnerung der Zeugen, die trotz ihrer ironischen Darstellung noch sprechen können: "Es geht das Gerücht um, dass Alegrete die Grenze überquert hat. Und wir haben Befehl, nicht nach Argentinien einzudringen" (Caparelli 1983: 65).

## 5. Schlussfolgerungen

Ich möchte diese Schlussfolgerungen ausgehend von zwei Bemerkungen des argentinischen Autors Ricardo Piglia (2001) beginnen, der sich theoretisch mit dem Gegenrauschen befasst, das die Literatur in den homogenen und hegemonialen Diskurs einbringt:

1. Die Literatur arbeitet eindeutig mit einem Sprachzustand. Damit meine ich, dass für einen Schriftsteller das Gesellschaftliche in der Sprache liegt. Wenn es in der Literatur eine Politik gibt, dann spielt sie daher dort. Die gegenwärtige Krise hat in der Sprache eindeutig eine ihrer wichtigsten Bühnen. Oder vielleicht sollte man sagen, dass die Krise von bestimmten Sprachgebräuchen getragen wird. In unserer Gesellschaft hat sich eine technische, demagogische, eine Werbesprache (und das sind Synonyme) durchgesetzt und alles, was nicht in diesem Jargon enthalten ist, bleibt von Vernunft und Verständnis ausgeschlossen. Man hat eine Sprachnorm aufgestellt, die es nicht erlaubt, weite Bereiche der gesellschaftlichen Erfahrung zu benennen und die Rekonstruktion des kollektiven Gedächtnisses von der Verständlichkeit ausschließt. [...] Es gibt eine weltweite Tagesordnung, die Themen und Ausdrucksweisen vorschreibt: Die Massenmedien wiederholen und formen die offiziellen Versionen und die monopolischen Wirklichkeitskonstruktionen. Wer nicht so redet, wird ausgeschlossen, das ist die gegenwärtige Auffassung von Konsens und Demokratischer Ordnung (Piglia 2001: 20).

2. Auch der Staat konstruiert Fiktionen: Der Staat erzählt, und der argentinische Staat ist auch die Geschichte dieser Geschichten [...]. Diesen Staatserzählungen stehen andere Erzählungen gegenüber, die in der Gesellschaft zirkulieren. Ein Gegenrauschen, würde ich sagen, aus kleinen Geschichten, anonymen Fiktionen, Mikroerzählungen, Zeugnissen, die sich untereinander austauschen und zirkulieren. [...] Der Schriftsteller ist derjenige, der zu hören versteht, der aufmerksam ist für dieses (fragmentierte und konfuse, jedoch starke) gesellschaftliche Erzählen, und der sich dieses auch ausdenkt und aufschreibt (Piglia 2001: 20).

Das Gegenrauschen ist auch ein Gegendiskurs, der Spuren im konkreten Leben der kleinen und vergessenen Leute in allen Staaten hinterlässt und somit eine sehr diffuse, doch resistente Gegenmacht in der Übertretung von Gesetzen und ungerechten Schranken und im Ausdruck des Leidens und des Aufbegehrens ist, das den Glanz des triumphalen und homogenen Diskurses trübt, der diese Stimmen zum Schweigen bringen will, sei es im Rahmen der Nationalstaaten, sei es im weiteren und vielleicht nur scheinbar befreienden Rahmen der transnationalen Vereinigungen und internationalen Verträge wie im Fall des MERCOSUR.

Eine unserer Hypothesen im Übergang von den Diskursen der Geschichte, der Soziologie und der Anthropologie zu dem der Literatur ist, dass diese zwar häufig eine Propagandarolle für die "romantische Identität" spielt, z.B. durch wiederholten Ausdruck des Mythos vom männlichen, mutigen und treuen *gaucho* im Gegensatz zum Ausländer oder Schwarzen, oder gar durch die Gegenüberstellung der *gauchos* von beiden Seiten der Grenze als Barbaren bzw. guten *gauchos*; dass sie jedoch gleichzeitig und auf widersprüchliche Weise – weil sie sich mit der konkreten Dimension von Menschen, Tieren und Hintergründen auseinandersetzt – ihr Gegenteil aufzeigt und die Gewalt, die Diskriminierung anklagt, uns die Träume, Ängste, Konflikte, Ressentiments im Alltag anonymer, nichtsdestotrotz aus Fleisch und Blut bestehender Wesen aus dem Grenzgebiet erfahren lässt, die eine gemischte Sprache sprechen, Nachrichten von der anderen Seite der Grenze in der Originalsprache hören, gemeinsam nationale Feierlichkeiten begehen, ohne sich darum zu kümmern, was diese eigentlich bedeuten sollen. So wird die Fiktion paradoxerweise oft realistischer als die romantisierte und idealisierte Sicht der abstrakten Integration, die konkrete Menschen überrollt. Diese werden ihrerseits weniger realistisch als die fiktiven Figuren in Texten, die Sepé Tiaraju wieder auferstehen, Martín Fierro und Blau Nunes singen und erzählen, Netto weinen, den Sohn des Gutsbesitzers zum Schriftsteller und Mann werden lassen. Denn die Fiktion lässt uns in diesem Fall als Leser und Komplizen ein wenig mit den Schmugglern sterben, ein wenig mit dem Jungen wachsen, uns in die Dilemmas von Floriano Cambará geraten und mit der Stadt Alegrete die Grenze überqueren. Das ist die Kunstfertigkeit der Literatur, die mächtig wird, obwohl sie gar keine Macht mehr besitzt in einer Gesellschaft, die immer mehr vom Pragmatismus der Gesten und von der Abnutzung der "Worte des Stammes" angetrieben wird.



## Literaturverzeichnis

- Aguirre, Mario (1969): *Tres Libros de Cuentos*. Montevideo: Editorial Arca.
- Bandeira, Luiz Alberto Moniz (2003): *Brasil, Argentina e Estados Unidos – Conflito e integração na América do Sul (Da Tríplice Aliança ao Mercosul 1870-2003)*. Rio de Janeiro: Revan.
- Caparelli, Sergio (1983): *O dia em que Alegrete atravessou a fronteira*. Porto Alegre: LPM.
- Cesar, Guilhermino (1956): *História da Literatura do Rio Grande do Sul*. Porto Alegre: Livraria do Globo.
- Chiappini, Ligia (1972): *Modernismo no Rio Grande do Sul: materiais para o seu estudo*. São Paulo: IEB/USP.
- (1994): “Velha praga? Regionalismo literário no Brasil”. In: Pizarro, Ana (Hrsg.): *Palavra, Literatura e Cultura*, Bd. 2. Campinas: Editora da Unicamp. São Paulo: Memorial da América Latina, S. 665-702.
- (2001a): “Flora-Floriano: impasses do escritor dos anos 30?”. In: Pesavento, Sandra Leenhardt/Chiappini, Jacques/Aguiar, Flávio: *Érico Veríssimo: O Romance da História*. São Paulo: Nova Alexandria, S. 137-157.
- (2001b): “*Martín Fierro* e a cultura gaúcha do Brasil”. In: Hernández, José: *Martín Fierro*. Edición Crítica. Herausgegeben von Lois, Elida/Núñez, Ángel. Barcelona: Colección Archives, S. 1301-1351.
- (2005): “João Simões Lopes Neto und Javier de Viana: zwei Schriftsteller der Grenze und ein hypothetischer Dialog”. In: Nitschack, Horst (Hrsg.): *Brasilien im amerikanischen Kontext um 1900. Vom Kaiserreich zur Republik: Kultur, Gesellschaft, Politik*. Frankfurt am Main: TFM, S. 261-280.
- (2006): “Póstrcolonial *avant la lettre*: falas e figuras de Sepé Tiaraju, do século XVIII ao século XX”. In: Thielemann, Werner (Hrsg.): *Século das Luzes: Portugal e Espanha, o Brasil e a Região do Rio da Prata*. Frankfurt am Main: TFM, S. 397-422.
- Corona, Ignacio (1998): “Vecinos distantes? Las agendas críticas posmodernas en hispanoamérica y el Brasil”. In: *O Brasil, A América Hispânica e o Caribe: abordagens comparativas*. Revista Iberoamericana, Jg. LXIV, Nr. 182-183, Januar-Juni, S. 17-38.
- Engel, Juvenal Milton (2004): “As comissões brasileiras demarcadoras de limites. Breve notícia histórica: <[www.info.Incc.br/wrmkkk/cbdl.html](http://www.info.Incc.br/wrmkkk/cbdl.html)>”, S. 1-7 (27.10.2004).
- Fagundes, Antonio Augusto (1992): “E o gaúcho morreu”. In: Gonzaga, Sergius/Fischer, Luís Augusto (Hrsg.): *Nós, os gaúchos*. Porto Alegre: Editora da Universidade do Rio Grande do Sul, S. 95-98.
- Grimson, Alejandro (2000): “Fronteras, estados e identificaciones en el Cono Sur”. In: Grimson, Alejandro (Hrsg.): *Fronteras, naciones e identidades*. Buenos Aires: CICCUS-La Crujía, S. 89-102.
- Grimson, Alejandro (2001): “Fronteras, migraciones y MERCOSUR, crisis de las utopías integracionistas”. In: <[www.apuntes-cccyp.org/N7-Grimson.htm](http://www.apuntes-cccyp.org/N7-Grimson.htm)> (27.10.2004).

- (2000): “Fronteras, estados e identificaciones en el Cono Sur”. In: Grimson, Alejandro (Hrsg.): *Fronteras, naciones e identidades*. Buenos Aires: CICCUS-La Crujía, S. 89-102.
- Hernández, José (2001): *Martín Fierro*. Edición Crítica. Ed. Lois, Élide/Núñez, Ángel. Barcelona: Col. Archives, S. 1430.
- Klein, Naomi (2002): *Recinti e Finestre. Dispacci dalle prime linea del dibattito sulla globalizzazione*. Milano: Baldini et Castoldi.
- Krukoski, Wilson R. M (2003): “Fronteras y Límites”. In: <www.info.Incc.br/wrmkkk/artigoe.html> (30.10.2003).
- Lacoste, Pablo (1999): “La entente político-cultural por la integración”. In: *Revista de Estudios Transandinos*, Nr. 4. Parlamento Cultural de MERCOSUR (PARCUM). V. Encuentro, 18-20 de abril. Santiago de Chile: Isla negra.
- Leuman, Carlos Alberto (1953): *La literatura gauchesca y la poesía gaucha*. Buenos Aires: Raigal.
- Lima, Silvio Julio de Albuquerque (1962): *Literatura, folclore e linguística da área gauchesca no Brasil*. Rio de Janeiro: Coelho Broco Filho.
- Lopes Neto, João Simões (1998): *Contos Gauchescos, Lendas do Sul e Casos do Romualdo*. Ed. Crítica. Establecimiento de texto. Introdução e notas: Chiappini, Ligia. Rio de Janeiro: Ed. Presença/INL.
- Losada, Alejandro (1967): *Martin Fierro: Gaucho-Heroe-Mito, Introducción a una lectura significativa del Poema*. Buenos Aires: Editorial Plus Ultra.
- (1968): “*Martín Fierro*, Expresión cultural y manifestación existencial”. In: Hernández, José: *Martín Fierro*. Barcelona: Ediciones Nauta, S. 20-65.
- (1985a): “Como puede un europeo estudiar la literatura latinoamericana”. In: *Cahier du Monde Hispanique et Luso-Bresilien*. Toulouse: Caravelle 45, S. 37-46.
- (1985b): “La historia social de la literatura latinoamericana”. In: Bremer, Thomas/Losada, Alejandro (Hrsg.): *Actas del 1º Congreso Anual Giessen, mayo de 1983 y 2º Congreso Anual Nauchâtel. Junio de 1984. Hacia una historia social de la literatura latinoamericana*. Giessen: AESAL, S. 59-74.
- (o.J.): “La literatura marginal en el Río de la Plata”. Informe de investigación, Losada Archiv. Berlin: IAI-SPK (unveröffentlicht).
- Ludner, Josefina (1988): *El Genero Gauchesco. Un Tratado sobre la Patria*. Buenos Aires: Sudamericana.
- Machado, Lia Osório (2003): “Grupo Retis de Pesquisa” <www.igeo.ufrj.br/fronteiras> (27.10.2004).
- Maciel, Maria Eunice de Souza (2000): “Apontamentos sobre a figura do gaúcho brasileiro”. In: *Olhares Cruzados*. Porto Alegre: Editora da Universidade Federal do Rio Grande do Sul, S. 76-95.
- Martins, Cyro (1994): “Identidade de uma Literatura Sul-Americana”. In: *Páginas soltas*. Porto Alegre: Movimento.
- Martins, Maria Helena de Souza (2002): *Fronteiras culturais: Brasil-Uruguaí-Argentina*. Porto Alegre/São Paulo: Celpcyro/Ateliê.
- Masina, Léa (1994a): *Percursos de Leitura*. Porto Alegre: Movimento.

- (1994b): “Imaginários do contrabando nas literaturas de fronteira”. In: *Percursos de Leitura*. IEL. Porto Alegre: Movimento.
- (2001): “El *Martín Fierro*: Truismos e avatares da crítica literária no Brasil”. Forschungsbericht (unveröffentlicht).
- Moraes, Maria Ines (1998): “Rio Grande do Sul y Uruguay: historias fronterizas (apuntes para una agenda de historia comparada)”. In: Targa, Luiz Roberto P. (Hrsg.): *Breve inventário do Sul*. Porto Alegre: Editora da Universidade Federal do Rio Grande do Sul, S. 285.
- Núñez, Ángel (o.J.): *Acerca de la cultura nacional y latinoamericana*. Buenos Aires: Ediciones Pueblo Entero.
- Oliven, Ruben (2000a): “O nacional e o estrangeiro na construção da identidade brasileira”. In: *Olhares Cruzados*. Porto Alegre: Editora da Universidade Federal do Rio Grande do Sul, S. 59-75.
- (2000b): “The Largest Popular Movement in the Western World: Intellectuals and Gaúcho Traditionalism in Brazil”. In: *American Ethnologist*, Bd. 27, Nr. 1. Februar. American Anthropological Association, S. 128-146.
- Pesavento, Sandra Jatahy (1989): “Gaúcho: Mito e História”. In: *Letras de Hoje*, Nr. 77. Porto Alegre: Set. PUC do Rio Grande do Sul, S. 55-63.
- Piglia, Ricardo (2001): “Tres propuestas para el próximo milenio (y cinco dificultades)”. In: *Revista Casa de las Américas*, Nr. 217, Januar-März. Havana: Casa de Las Américas, S. 20-29.
- Prieto, Adolfo (1988): *El discurso Criollista en la formación de la Argentina moderna*. Buenos Aires: Sudamericana.
- Radtke, Edgar/Thun, Harald (Hrsg.) (1996): *Neue Wege der Romanischen Geolinguistik. Akten des Symposiums zur Empirischen Dialektologie*. Heidelberg/Mainz, 21.-24. 10.1991. Kiel: Westensee-Verlag.
- Rama, Angel (1974): “Los procesos de transculturación en la narrativa latinoamericana”. In: *Revista de Literatura Hispanoamericana*, Nr. 5, April. Venezuela: Universidad de Zulia, S. 48-71.
- (1976): *Los gauchopolíticos Rioplatenses, Literatura y Sociedad*. Buenos Aires: Calicanto.
- (1987): *Transculturación narrativa en América Latina*. México, D.F.: Siglo XXI.
- (2001): *Ángel Rama, Literatura e Cultura na América Latina*. Antologia org.: Aguiar, Flávio/Guardini T. Vasconcelos, Sandra; trad.: La Corte dos Santos, Rachel/Gasparotto, Elza. São Paulo: Centro Ángel Rama, Universidade de São Paulo, Edusp.
- (o.J.): “El Sistema Literario de la Poesía Gauchesca”. In: *Poesía Gauchesca*. Caracas: Biblioteca Ayacucho.
- Recondo, Gregorio (1997): *Identidad, Integración y creación cultural en América Latina: el desafío del MERCOSUR*. Buenos Aires: Ediciones Unesco/Editorial de Belgrano.
- Rela, Walter (1980): *20 Cuentos uruguayos magistrales*. Buenos Aires: Editorial Plus Ultra.

- Ribeiro, Leticia Parente (2003): "Zonas de fronteira internacionais na atualidade: uma discussão". In: <<http://www.igeo.ufrj.br/gruporetis/gruporetis/modules/wfsection/article.php?articleid=12>> (27.10.2004).
- Rocca, Pablo (1996): *Historia de la Literatura Uruguaya Contemporánea*. Montevideo: Ediciones de la Banda Oriental.
- Rosa, Julio C. da (1959): *Camino adentro*. Montevideo: Editorial Arca.
- Schlee, Aldyr (1989): "Simões Lopes Neto e a Literatura dos povos platinos". In: *Letras de Hoje*, Nr. 77, September. Porto Alegre: PUC do Rio Grande do Sul, S. 77-88.
- Schwartz, Jorge (1993): "Abaixo Tordesilhas". In: *Revista de Estudos Avançados*, Nr. 7/17. São Paulo: Universidade de São Paulo, S. 185-200.
- Silveira Machado, Propício da (1966): *O Gaúcho na História e na Linguística: A Formação Étnica e Social do Rio Grande do Sul e a Origem do termo "Gaúcho" (Subsídios Histórico-Filológicos)*. Porto Alegre: Instituto Histórico e Geográfico do Rio Grande do Sul.
- Slatta, Richard W. (1985): *Los gauchos y el ocaso de la frontera*. Buenos Aires: Sudamericana.
- (1994): "The Gaucho in Argentina's quest for national identity". In: *When Cultures meet: Frontiers in Latin American History*. Wilmington: Scholarly Resources Books, S. 151-164.
- Steiman, Rebeca/Machado, Lia Osório (2003): "Limites e Fronteiras Internacionais: uma discussão histórico-geográfica". In: <<http://www.igeo.ufrj.br/gruporetis/gruporetis/modules/wfsection/article.php?articleid=14>> (27.10.2004).
- Viana, Javier de (1921): *Del campo y de la ciudad*. Montevideo: Claudio García Editor.
- (1925a): *Tardes del Fogón*. Montevideo: Claudio García Editor.
- (1925b): *La Biblia Gaucha*. Montevideo: Claudio García Editor.
- Wierzychowski, Leticia (2003): *A Casa das 7 mulheres*. Rio de Janeiro: Edit. Record.

Albrecht Buschmann

## **Exil-Amerikas. Vom blinden Fleck in Luis Cernudas *Variaciones para Tema Mexicano***

Der spanische Dichter Luis Cernuda (1902-1963) ist einer der vielen Vertreter der "Generation von 1927", die mit dem spanischen Bürgerkrieg ins Exil gedrängt wurden. Von Frankreich nach Großbritannien, später in die USA und schließlich nach Mexiko führte ihn sein Weg, den er über die Jahre lyrisch reflektierend begleitete. Gegen Ende dieser Reise formulierte der Autor in *Variaciones para Tema Mexicano* eine aus heutiger Sicht befremdliche räumlich-ideologische Selbstbestimmung, eine Heterotopie, die ich sein hispanisches Exil-Amerika nenne. Die folgende Untersuchung steht also im Kontext der Frage, wie sich die Identitätskonstruktionen des Exilanten im Verlauf seines Werkes verfestigen oder transformieren. Eine der zentralen Thesen der Exilforschung lautet, dass durch die Konfrontation des Exilanten mit einem neuen Lebensumfeld, mit einer neuen Kultur, seine bis dato konstruierte Identität in Frage gestellt und in der Folge re-definiert wird (Winckler 1995). Im Prinzip können dabei zwei Orientierungen, zwei Bewegungen unterschieden werden: die Assimilation und die Isolation, wobei in der Regel keine der beiden Dynamiken über die Zeit des Exils hinweg durchgehalten und ausschließlich gelebt wird. Weder kann der Exilant sich so weit häuten, bis Selbstbild und Fremdbild dergestalt zusammenfallen, dass sein Status als neu Integrierter vergessen würde, noch kann er sich so abschotten, dass seine mitge-reisten Identitätsmuster unverändert erhalten blieben.

Im Fall von Luis Cernuda hat diese Exildynamik zwischen Assimilation und Isolation einen signifikant eigenen Verlauf genommen, rücken doch in seinem Werk Bilder von ideologisch hoch aufgeladenen Kulturräumen in den Vordergrund, denen bisher vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Seine transatlantischen Raumkonstruktionen können allerdings nur verstanden werden, wenn man sie im Zusammenhang mit anderen, bereits früh ausgeprägten Alteritätskonstruktionen in seinem Werk sieht. Betrachten wir also

kurz seinen Lebensweg und die Entwicklung seines Werkes.<sup>1</sup> Wie Rafael Alberti und andere zentrale Autoren seiner Generation verlebt Cernuda seine Jugend in Andalusien, im städtischen Sevilla, wo der Vater als Offizier arbeitet. Nach dem Tod des Vaters 1920 kann der achtzehnjährige nach Madrid ziehen, wo er Jura studiert, sich aber vor allem im Umfeld der *Residencia de Estudiantes* bewegt und bei Pedro Salinas studiert, der zu seinem lyrischen Mentor wird. Mit dessen Hilfe erscheint bereits 1927 sein erster Gedichtband *Perfil del Aire*. Salinas ist es auch, er ihm 1928 – kurz zuvor ist Cernudas Mutter gestorben – einen ersten Brotberuf, ein Lektorat an der Universität Toulouse, verschafft. Bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs folgen weitere Gedichtbände, die Cernuda 1936 erstmals unter dem Titel *Memoria y Deseo* zusammenfasst; bis zu seinem Tod 1963 wird er sein lyrisches Werk unter diesem Titel immer wieder neu ordnen. 1938 geht er nach Großbritannien ins Exil, wo er zunächst in Glasgow, später in Cambridge als Lektor ein Auskommen findet. 1947 nimmt er eine Stelle an einem College in Massachusetts an, reist aber immer häufiger nach Mexiko, wo er schließlich ab 1952 lebt. Die für ihn so bedeutsame Wiederbegegnung mit der spanischen Sprache und der spanischsprachigen Kultur dokumentiert er in dem Büchlein *Variaciones sobre Tema Mexicano*, ebenso manifestiert sie sich in zahlreichen Gedichten dieser Zeit. 1960 wechselt er erneut den Wohnsitz, nun wieder in die USA, nach Los Angeles, wiederum unterbrochen von längeren Aufenthalten in Mexiko, wohin er 1963 zurückkehrt und im November stirbt. Cernuda hat also die Mehrsprachigkeit der Amerikas leibhaftig erlebt: in über 15 Jahren im englischsprachigen Ausland, auch als Übersetzer von T. S. Eliot, William Blake, John Keats und anderen englischen Autoren, die seine eigene Dichtung prägen. Dieses angelsächsische Amerika und seine Kultur sind eines seiner Exil-Amerikas, das ich weiter unten näher betrachten möchte.

Über den zehn Jahre älteren Pedro Salinas, der ihn als akademischen Lehrer prägte, kam Cernuda in engen Kontakt mit all den Schriftstellern und Intellektuellen, die später als “Generation von 1927” bekannt wurden, deren Vertreter aber schon in den dreißiger Jahren ihre je eigenen lyrischen Wege gingen, zwischen *l’art pour l’art* auf der einen Seite und engagierter Literatur im Dienst der Repu-

---

1 Zu den biographischen Stationen vgl. Barón (2002) und Lange (2004).

blik auf der anderen. Am Ende des Jahrzehnts wurden die Autoren – so sie den Bürgerkrieg überlebt hatten – in alle Winde zerstreut. So wichtig die persönlichen Begegnungen und ästhetischen Befragungen für Cernuda auch gewesen sein mochten – sein Góngora-Gedicht in dem Band *Como quien espera el alba* ist dafür ein guter Beleg –, zu der Gruppe blieb er von Beginn an und mehr als andere auf Distanz. “Zu skeptisch seine Dichtung, zu sehr um seine zunehmende Einfachheit, um strenge Eleganz bemüht”, schreibt Susanne Lange (2004: 265) und knüpft daran die rhetorische Frage an: “War es die Überempfindlichkeit des Dichters, der auf jede Kritik, auf jede Geste des Zweifels mit einem schroffen Rückzug in seine Einsamkeit reagierte?”

Die Empfindlichkeit gegenüber jeder Kritik, geboren aus der Überzeugung, dass sich “seine Dichtung abseits von den Strömungen der spanischen Lyrik bewegte” (Lange 2004: 265), fällt bei Cernuda tatsächlich besonders auf und sie rührt wahrscheinlich daher, dass er sich mit seiner Dichtung auf eine Art und Weise identifizierte, die bis ins Körperliche ging. Die Körpermetaphorik, die seine Gedichte wie ein roter Faden durchzieht (Weich 2003), ist hierfür ein guter Beleg, oder jenes Selbstzeugnis, in dem er sich im Nachhinein seine poetische Menschwerdung imaginiert:

Hacia los catorce, y conviene señalar la coincidencia con el despertar sexual de la pubertad, hice la tentativa primera de escribir [lo que] suscitaba en mi rubor incontrolable, aunque me escondiera para hacerlo y nada en torno mío tuvo noticias de tales intentos (Cernuda 1994b: 899).

Dichten und sich des eigenen Ichs als körperliches, sexuelles Wesen bewusst zu werden fallen bei Luis Cernuda zusammen. Wie wirkt sich das nun auf das Verhältnis zu seinen Kritikern aus? Sein Erstling *Perfil del Aire* wurde zunächst grundsätzlich positiv aufgenommen, doch schon die vorsichtige Kritik, dass er nicht “neu” genug, noch an Jorge Guillén orientiert sei (Lange 2004: 270), traf ihn wohl deshalb so elementar, weil er sich (auch) in seiner körperlichen Integrität attackiert fühlte. Fortan sperrte er sich jeglicher Form von Kritik, wies alle öffentliche Beurteilung von vornherein zurück. Seine tiefe, als körperlich empfundene Verletzung steigerte sich zu einer Haltung, in der er sich allein gegen alle positionierte: Als fortgezogener Sohn gegen die (autoritäre) Familie, als Dichter gegen die (mediokre) Kritik, als Dandy gegen die (spießbürgerlichen) Spanier. Binäre Zuweisungen im

Dienst der Operation, sich als Subjekt umfassender Alterität zu versichern. In einem Brief an seinen Freund und Dichterkollegen Gerardo Diego vom 4.3.1931 schreibt Cernuda:

La detesto [la realidad] como detesto todo lo que a ella pertenece, mis amigos, mi familia, mi país.

No sé nada, no quiero nada, no espero nada. Y si aún pudiera esperar algo, sólo sería morir allí donde no hubiese penetrada aún esa grotesca civilización que envanece a los hombres (Cernuda 2003: 151).

An anderer Stelle heißt es ähnlich: “España me aparecía como un país decrepito y en descomposición; todo en él me mortificaba e irritaba” (Cernuda 1994b: 911). So das Urteil über Spanien nach seiner Rückkehr aus Toulouse 1929. Die alltägliche Rüstung gegen die Zumutung, in einer “grotesken Kultur” leben und arbeiten zu müssen, ist seine Selbstinszenierung als Dandy. Cernuda trägt zum fein geschnittenen Anzug gelbe Kalbslederhandschuhe, die Haare ölglänzend zurückgestrichen, das Menjou-Bärtchen penibel auf Linie gestutzt und dazu als dezidierten Ausweis der Nicht-Gegenwärtigkeit: das Monokel. Eine Maske, die nicht nur, wie Jaime Siles schreibt, dazu dient, sich zu verstecken, sondern auch demonstrativ kundzutun, dass man anders ist, anders sein will und auch dazu steht (Lange 2004: 266f.). Ein Schutz, dessen Cernudas Ego wohl auch bedurfte, als er sich 1931, bestärkt durch eine Begegnung mit André Gide, zu seinem poetischen *Coming out* als Homosexueller durchringt und den Gedichtband *Los placeres prohibidos* veröffentlicht. In dem Eröffnungsgedicht “Diré cómo nacisteis” heißt es mit für seine Zeit unmissverständlicher Offenheit:

Placeres prohibidos, planetas terrenales,  
Miembros de mármol con un sabor de estío,  
Jugo de esponja abandonadas por el mar,  
Flores de hierro, resonantes como el pecho de un hombre  
(Cernuda 1994a: 173).

Doch Cernuda stilisiert sich nicht zum *poète maudit*, wohl wissend, dass solch eine Auflehnung zweischneidig ist, wie Octavio Paz in seinem luziden Essay von 1964 festgestellt hat:

[...] aquel que se juzga “maldito” consagra la autoridad divina o social que lo condena: la maldición lo incluye, negativamente en el orden que viola. Cernuda no se siente maldito: se siente excluido (Paz 1991: 249).



Zu dem Exklusionsmerkmal Homosexualität kommt aus Cernudas Sicht noch ein weiteres, nämlich die schlichte Tatsache, Künstler zu sein. Schon immer sei der Künstler in Spanien verachtet worden:

Escribir en España no es llorar, es morir  
Porque muere la inspiración envuelta en humo,  
Cuando no va su llama libre en pos del aire (Cernuda 1994a: 267)

Diesen romantischen Topos vom einsamen Dichter in Opposition zur gesamten Gesellschaft formuliert er 1937 in einem Widmungsgedicht an den (Romantiker) Mariano José Larra. Beides zusammen, Künstler sein *und* Homosexueller, nährt in ihm die Empfindung, dass er in Spanien lebe „como un extraño“, wie es in einem anderen Gedicht heißt (Cernuda 1994a: 632). Es wird interessant sein zu beobachten, wie dieses Gefühl der Fremdheit sich auf den Wegen des Exils und durch die Fremde weiter ausdifferenziert.

In den vierziger Jahren, also in der ersten Zeit des Exils im englischsprachigen Raum, ändert sich der lyrische Ton Cernudas merklich. Während der Zeit in Schottland und England, dann ab 1947 in den USA, werden die Gedichte unter dem Einfluss der von ihm gelesenen und übersetzten Autoren Eliot, Shelley, Blake zunächst einmal länger, narrativer gewissermaßen. Als Beleg hierfür wäre das Gedicht „Hacia la tierra“ zu nennen, das sich dank seiner beinahe durchgehenden Enjambements bis auf wenige Inversionen als Prosatext vorlesen ließe, während ihm ein kaum merklicher assonanter Reim durchgehend lyrische Kohärenz verleiht; ein gutes Beispiel für die kreative Verschmelzung spanischer Dichtungstradition mit neuen, angelsächsischen Einflüssen (Tietz 1990).

Assimilation oder Isolation, zwischen diesen Polen musste Cernuda wie alle seine exilierten Weggenossen seine Linie finden. Jenseits des rein literarischen Interesses blieb ihm die angelsächsische Kultur offensichtlich fremd. Zwar gibt es intellektuelle und ästhetische Anregungen, die sein Werk ganz entscheidend konturieren, faktisch weitet sich sein Horizont, doch seine spezifische Selbst-Isolation entwickelt sich eher weiter und verstärkt sich. Häufig wiederkehrendes Thema ist die Verachtung gegenüber der Mittelmäßigkeit des franquistischen Spanien. Nicht einmal für Spanier schreiben will er mehr, wie es in „Díptico español“ heisst: „No hablo para quienes una burla del destino/ Compatriotas míos hiciera ...“ (Cernuda 1994a: 504). Spanien

wird als "tierra de los muertos/ Adonde ahora todo nace muerto" bezeichnet (Cernuda 1994a: 501) und im gleichen Gedicht schreibt er:

Si soy español, lo soy  
 A la manera de aquellos que no pueden  
 Ser otra cosa: y entre todas las cargas  
 Que, al nacer yo, el destino pusiera  
 Sobre mí, ha sido ésa la más dura.  
 [...]  
 Soy español sin ganas (Cernuda 1994a 502f.).

Beinahe zeitgleich wird ihm aber auch bewusst, wie sehr ihm Spanien fehlt: "Pensar en tu nombre ahora/ Envenena mis sueños" (Cernuda 1994a: 311). Auf der einen Seite erkennt man die aggressive Zurückweisung der Aspekte des Herkunftslandes, die für das Exil verantwortlich gemacht werden, auf der anderen die Sehnsucht nach jenen kulturellen Werten, deren affektiver Wert gerade im Exil erst entdeckt wird. Ein Zweischnitt, der in den frühen Texten und Zeugnissen vieler Exilanten zu finden ist.

Bei Cernuda bleibt es nicht bei einer einfachen Zweiteilung, bei ihm differenziert sich ein vierfaches Bild von Spanien heraus: Auf der einen Seite evoziert er das aktuelle, das politische, das franquistische Spanien mit seinem *juste milieu* menschlichen und intellektuellen Mittelmaßes, auf der anderen imaginiert er das autobiographische Spanien, also vor allem das Andalusien seiner Kindheit und Jugend. Bereits früher vorhanden war ein ideales literarisches Spanien, ein Spanien derjenigen Dichter, in deren Linie er sich sah (Cervantes, Garcilaso, Larra, Bécquer ...) und das von nun an immer wichtiger wird zur Selbstvergewisserung im Exil. Das vierte Spanienbild schließlich ist ein imperiales: Vor dem Exil war jene "madre España" imperialer Größe, ein ebenso ewiges wie unmögliches Spanien, nur andeutungsweise zu erkennen, nun gewinnt es an Bedeutung, um später, in den fünfziger Jahren in Mexiko, als Folie bei der Konstruktion seines hispanischen Exil-Amerikas zu dienen.

Zunächst aber soll die Konstruktion jenes idealen Spaniens nachgezeichnet werden, jene erste nostalgische Rückbesinnung auf den Süden, auf die Landschaft und die Kultur seiner Kindheit und Jugend, wie sie in dem Prosa-Band *Ocnos* (1942/1949) ihren Niederschlag findet. Dazu muss man wissen, dass Cernuda es in den zwanziger und dreißiger Jahren als große Befreiung empfunden hat, dank des frühen

Todes der Eltern schnell aus der als eng, engstirnig und autoritär erfahrenen Familie und dem provinziellen Sevilla heraustreten und sich in Madrid und in Frankreich als Subjekt neu erfinden zu können. Als Beispiel für den zunächst noch distanzierten Blick zurück auf die Jugend in Sevilla sei das Gedicht "La familia" genannt, Ausdruck der Isolation des Kindes, das unter dem strengen Regime des Vaters, exekutiert von der Mutter und den beiden älteren Schwestern, leidet. In der zweiten Strophe heißt es:

Era a la cabeza el padre adusto,  
 La madre caprichosa estabde de frente,  
 Con la hermana mayor imposible e desdichada,  
 Y la menor más dulce, quizá no más desdichosa,  
 El hogar contigo mismo componiendo,  
 La casa familiar, el nido de los hombres,  
 Inconsistente y rígido, tal vidrio  
 Que todos quiebran, pero nadie dobla (Cernuda 1994a: 211).

Nun, zu seinem 40. Geburtstag 1942, überwiegt die zärtliche Einfühlung selbst an das Haus der Familie, über das er in *Ocnos* schreibt: "Desde siempre tuviste el deseo de la casa, tu casa, envolviéndote para el ocio y la tarea en una atmósfera amiga" (Cernuda 1994a: 610). In ähnlich sinnlicher Nostalgie werden in *Ocnos* das Sevillaner Glockengeläut beschrieben, Sommernächte auf der Dachterrasse oder eine Zugfahrt zum Meer, erste amouröse Schwärmereien, das Licht des Abendrots oder Alltagsszenen auf dem Markt. Das ist menschlich leicht nachzuvollziehen, vor allem, wenn man in den Briefen Cernudas liest, wie hart ihn Glasgow mit seinen Herbststürmen ankommt oder die Kälte des Londoner Winters, wegen der er kaum das Haus verlassen mag (Cernuda 2003: 422). Doch im gleichen Band *Ocnos* konstruiert und formuliert er auch eine Opposition, die sich in den folgenden Jahren des Exils zu einem starren Wahrnehmungsmuster verfestigt, gegen den idealen Süden setzt er die Zurückweisung des Nordens:

Todo en este país, él y la tierra donde se asienta, parece inconcluso, como si Dios hubiera dejado a medio hacer, recelando de la obra. Y tal el país, la ciudad. Esta ciudad ha sido cárcel tuya varios años, excepto para el trabajo, inútiles en tu vida, agostando y consumiendo la juventud que aún te quedaba, ni recreo ni estímulo exterior, igual aridez en los seres y en las cosas. [...] Divinidad de dos caras, utilitarismo, puritanismo, es aquella a que pueden rendir culto tales gentes, para quienes pecado resulta cuando no devenga un provecho tangible. La imaginación les es tan ajena

como el agua al desierto, incapaces de toda superfluidad generosa y libre, razón y destino mismo de la existencia. Y allá en el fondo de tu ser, donde yacen instintos crueles, hallas que no sabrías condenar un sueño: la destrucción de este amontonamiento de nichos administrativos. Acaso fuese ello acción bienhechora, retribución justa a la naturaleza y la vida que así han desconocido, insultado y envilecido (Cernuda 1994a: 594f.).

Eine beeindruckende Zahl kultureller Stereotypen und Klischees lässt sich hier erkennen und durch die Gegenbilder des melancholisch ersetzten Spanien ergänzen: Es stehen Norden gegen Süden, Calvinismus gegen Katholizismus, Hässlichkeit gegen Schönheit, Geiz gegen Freigiebigkeit und schließlich blanker Materialismus gegen Begabung zur Phantasie. In beinahe gleichlautenden Begriffen finden sich diese Oppositionen auch in Gedichten wie "El ruiseñor sobre la piedra", wo der Süden das Licht ist und der dunkle Norden "el horrible mundo práctico/ Y útil [...] Vómito de la niebla y el fastidio" (Cernuda 1994a: 316). Auch nach der Übersiedlung in die USA ändert sich an dieser dichotomischen Weltansicht nichts. In dem Gedicht "Retrato de poeta" schreibt er:

El norte nos devora, presos de esta tierra,  
la fortaleza del fastidio atareado,  
Por donde sólo van sombras de hombres (Cernuda 1994a: 453).

Aus dem unwirtlichen US-amerikanischen Norden, der ihn zu "verschlingen" droht und wo er sich von Lemuren umgeben glaubt, findet Cernuda schließlich nach Mexiko und diese Wiederbegegnung mit der spanischsprachigen Welt bestimmt nun seine Lyrik und den Prosaband *Variaciones sobre Tema Mexicano* (geschrieben ab 1950). Dieser Text komplettiert das negativ konnotierte nordische Exil-Amerika um ein positiv konnotiertes südliches Pendant: Cernudas hispanisches Exil-Amerika. Bereits hinter der Grenze hält der Dichter erstaunt inne: "Aquella tierra estaba viva. Y entonces comprendiste todo el valor de esa palabra y su entero significado, porque casi te habías olvidado de que estabas vivo" (Cernuda 1994a: 629). So wie Mexiko das Leben ist, sind die USA der Tod, was ein Blick auf das zeitgleich entstandene Gedicht "Nocturno yanqui" in dem Band *Con las horas contadas* zeigt, in dem er sein Leben in einer (kreativen und existenziellen) Sackgasse sieht:

Estás solo  
Frente al tiempo, con tu vida  
Sin vivir (Cernuda 1994a: 447).

Nun also das Leben in Mexiko, für ihn gewissermaßen eine Wiedergeburt. Vor allem der Klang der spanischen Sprache, in deren Kontext er sich nun wieder bewegt, regt ihn zu grundsätzlichen Überlegungen an. Gleich zu Beginn heißt es in *Variaciones sobre Tema Mexicano* unter der Kapitelüberschrift "La lengua":

La lengua que hablaron nuestras gentes antes de nacer nosotros de ellos, esa de que nos servimos para conocer el mundo y tomar posesión de las cosas por medio de sus nombres, importante como es en la vida de todo ser humano, aún lo es más en la del poeta. Porque la lengua del poeta no sólo es materia de su trabajo sino condición misma de su existencia (Cernuda 1994a: 625).

Als erster Eindruck zur Einleitung des schmalen Büchleins überrascht diese emphatische Begrüßung der vertrauten Sprache nicht, leuchtet die Emphase über das wiedergefundene Medium doch unmittelbar ein. Allerdings bleibt die Reflexion über die Sprache einseitig, insofern Cernuda nur *das Spanische* wiederfindet und etwa über die Spezifika des Mexikanischen kein Wort verliert. Und was für die Sprache gilt, gilt auch für seine nun folgenden (Alltags-)Beobachtungen: Mexiko, auch wenn es im Titel des Buches steht, interessiert Cernuda viel weniger als seine "Variationen". Das "Tema Mexicano" dient ihm vielmehr dazu, ein hispanisches Exil-Amerika zu konstruieren, das als Gegenbild zum angelsächsischen Exil-Amerika entsteht und sich, wie ich zeigen möchte, als Fortsetzung seines schon früher erträumten idealen Spaniens zu erkennen gibt. Diese Konstruktion erfolgt einmal ausgehend von Reisebeobachtungen, bei denen *en passant* die bereits aus den englischen Jahren bekannten Stereotypen über nordischen Bienenfleiß hervorgeholt werden:

En tierras anglo-sajonas las gentes no saben reposar, ni sus cuerpos adaptarse naturalmente al descanso. En cambio aquí las actitudes de reposo son naturales a los cuerpos, tan naturales, que hasta en los lugares peores pueden adaptarse con la gracia mejor (Cernuda 1994a: 627, ähnlich auch 640).

Auf dem Blumenmarkt hält Cernuda folgende Beobachtung fest:

Los protestantes, que cubren el mundo de fábricas y en ella consumen sus vidas (productivamente, según parece), cómo se reirán de estas gentes que sólo cultivan en su pedazo de tierra unas flores (Cernuda 1994a: 631).

Das Zerrbild des Nordens lässt, wie schon bei der antithetischen Konstruktion in *Ocnos*, den Süden, diesmal Mexiko, in um so strahlenderem Licht erscheinen. Was aber beinahe zwangsläufig dazu führt, dass der Blick des Dichters für die mexikanische Geschichte und für die mexikanische Wirklichkeit mehr von dieser binären Konstruktion bestimmt ist als von der lebendigen Beobachtung oder einer neuerlichen Reflexion. Weil Mexiko im Dienst eines bereits vorgeprägten Alteritätsmodells steht, weil es Auslöser und nicht Gegenstand ist für die Ausmalung eines idealen Exil-Amerikas, schert Cernuda sich wenig um eine autochthone oder gar autonome mexikanische Perspektive. Deutlich wird das beispielsweise in der Beschreibung eines der Indios, die auf dem Blumenmarkt ihre Sträüße verkaufen:

Bajo el ala del sombrero, en una de esas caras frescas que apenas han dejado de ser infantiles, qué intensidad tiene la mirada. Los labios guardan silencio, pero cuántas cosas dicen los ojos, y qué bien las dicen. ¿Comprenderán allí los industriales protestantes que la pobreza puede ser vocación orgullosa y intransigente? ¿Cómo existe gente la que ni siquiera puede decirse que prefiere ser de los últimos, porque para ellos no hay últimos ni primeros? (Cernuda 1994a: 631).

Cernuda kommt erstmals in Kontakt mit dem indigenen Amerika und was ist es, was er besonders vermerkt? Die Kindlichkeit der Erscheinung des Indios, sein "Schweigen" und sein vermeintlicher Stolz beim Erdulden der Armut. "Le bon sauvage", das passive Opfer und der Verweis auf die katholische Gnadenlehre ("Die ersten werden die letzten sein", Matthäus 19, 30) unterstreicht, dass wir es hier mit einer ewigen und folglich unabänderlichen Ordnung zu tun haben. Die historischen Hintergründe des "Schweigens" des Indios in der Kolonialgeschichte, die Bedingungen der Armut in der Kontinuität kolonialer und postkolonialer Ausbeutung rücken nicht ins Blickfeld seiner Erläuterung. Wirklich frivol, wenn nicht arrogant ist die Haltung Cernudas, wenn er unter der Überschrift "Dignidad y reposo" die "natürliche" Begabung des Indio zur ästhetisch formvollendeten Passivität hervorhebt, die ihn an den "Adán de la Sixtina en el fresco de la Creación" (Cernuda 1994a: 627) erinnert: Die Armut, die Passivität des Indios wird zur Vorraussetzung für seine Schönheit (Zelaya Kolker 1985: 27f.). Wäre der Indio aktiv, um nicht mehr arm zu sein, er würde hässlich wie ein nordischer Protestant. Cernudas Bild vom Indio ist

also bestenfalls indigenistisch, eine für die fünfziger Jahre bereits anachronistische Perspektive, wenn man etwa an die Essays von Octavio Paz oder die philosophische Analyse der *mexicanidad* bei Alfonso Caso und Leopoldo Zea denkt.

Wie wenig ihn Mexiko interessiert und wie wichtig ihm hingegen die Anknüpfung an genuin iberische Topoi ist, wird besonders sinnfälliger, wenn man noch einmal seine Ausführungen zur Sprache betrachtet:

¿Como no sentir orgullo al escuchar hablada nuestra lengua, eco fiel de ella y al mismo tiempo expresión autónoma, por otros pueblos al otro lado del mundo? Ellos [...] con esos mismos signos de su alma, que son las palabras, mantienen vivo el destino de nuestro país, y habrán de mantenerlo aun después que él dejara de existir (Cernuda 1994a: 631).

Die vornehmste Funktion des Mexikaners besteht demnach darin, das Spanische weiterzutragen, selbst wenn Spanien nicht mehr existieren sollte. Das in Mexiko formulierte "wir" in "nuestra lengua", das sich vielleicht noch auf das Spanische in aller Welt beziehen könnte, wird im zweiten Teil des Zitats ("nuestro país") definitiv zum exklusiven "wir", das nur noch die Spanier meint. Im direkten Anschluss an das letzte Zitat folgt die Abwertung anderer Sprachen, bevor Cernuda bar jeder Sensibilität für das unabhängige Mexiko das Hohelied des Konquistadoren anstimmt:

Al lado de ese destino, cuán estrecho, cuán perecedora parecen las otras lenguas. Y qué gratitud no puede sentir el artesano oscuro, vivo en ti, de esa lengua hoy tuya, a quienes cuatro siglos atrás, con la pluma y la espada, ganaron para ella destino universal. Porque el poeta no puede conseguir para su lengua ese destino si no le asiste el héroe, ni éste si no le asiste el poeta (Cernuda 1994a: 626).

Womit wir – "con la pluma y la espada" – bei jenem Ur-Mythos der "España eterna" angekommen sind, wonach ab 1492, mit Nebrija und Kolumbus, Wort und Schwert in heiliger Zweisamkeit zu den Völkern Amerikas gekommen seien. Der Dichter und der Eroberer, dieses im Geist der (katholischen) *conquista* vereinte Duett bildet die Basis, wenn Cernuda über Mexiko nachdenkt. Bereits in Gedichten aus den vierziger Jahren hatte er den Eroberer als positive Identifikationsfigur vorgestellt, etwa in *Como quien espera el alba*, wo es in "Quetzalcoatli" über Hernán Cortés heißt:

[...] aquel Cortés, demonio o ángel,  
 Como queráis; para mí solo un hombre  
 Tal manda Dios, apasionado y duro,  
 Temple de diamante, que es fuego congelado  
 A cuya vista ciega quien le mira  
 [...]  
 Astucia, fuerza, crueldad y crimen,  
 Todos lo cometimos [...] (Cernuda 1994a: 351)

In Anbetracht dieser identifikatorischen Aneignung des Eroberers durch den Dichter bleibt einige Jahre später kaum Raum für die Wahrnehmung der anderen, der indianischen oder mestizischen Seite der spanisch-mexikanischen Beziehungen. Cernudas Rückgriff auf die *conquista* und die Topoi der *España eterna* hat allerdings den Vorteil, dass er den Blick auf die eine ganz spezielle werkinterne Kontinuität lenkt: Sein Mexiko, sein hispanisches Exil-Amerika steht in einer Linie mit jenem vierten idealen Spanien, das er sich, wie bereits kurz erwähnt, ab den vierziger Jahren literarisch imaginiert hatte. Dieses historische, imperiale Spanien konfigurierte sich etwa in lyrischen Beschreibungen des Escorials, in Gedichten wie "Un ruiseñor sobre la piedra". Der Schlosskomplex Philipps II. erschien dort als "la imagen/ De la alegría humana" (Cernuda 1994a: 316), als höchster Ausdruck von Spaniens ewiger Wertigkeit: "Porque eres la vida misma/ Nuestra, mas no precedera/ Sino eterna" (Cernuda 1994a: 317). Diese Aufwertung des wahren Spaniens konturierte er ebenfalls vor dem Hintergrund des dunklen, utilitaristischen Nordens:

Tus muros [...]  
 Están aquí, dentro de mí, tan claros,  
 Que con tu luz borran la sombra  
 Nórdica donde estoy  
 [...]  
 ¿Qué vale el horrible mundo práctico  
 Y útil, pesadilla del norte,  
 Vómito de la niebla y el fastidio? (Cernuda 1994a: 315).

Wie schon vierzig Jahre und beinahe gleichlautend vor ihm Antonio Machado in seinem Gedicht "En las orillas del Duero" litt Cernuda an Spaniens Niedergang:

No sé qué tiembla y muere en mí  
 Al verte así dolorida y solitaria,  
 En ruinas los claros dones  
 De tus hijos [...] (Cernuda 1994a: 260).



Doch hoffte er zugleich auf eine baldige Wiedergeburt, etwa in “*Ele-gía Española*”:

Tu pasado eres tú  
 Y al mismo tiempo eres  
 La aurora que aún no alumbra nuestros campos.  
 Tú sola sobrevives  
 Aunque venga la muerte;  
 Sólo en ti está la fuerza  
 De hacernos esperar a ciegas el futuro.  
 [...]  
 Porque tú eres eterna  
 Y sólo los creaste  
 Para la paz y la gloria de su estirpe (Cernuda 1994a: 261).

Die ab den vierziger Jahren verfolgte Aneignung urspanischer Traditionsbestände – mit dem durchaus politisch zu wertenden Anspruch, sie eben nicht der offiziellen Kultur Franco-Spaniens zu überlassen – zur Konstruktion seines “vierten Spanien” zieht aber beinahe zwangsläufig auch die Aneignung von dessen blinden Flecken nach sich: Die Größe von “*pluma y espada*” ist nun einmal nicht zu haben ohne die Schatten der Inquisition, der Vertreibung von Juden und Moriskanen und dem Völkermord an den *indígenas*. Gerade Cernuda, der sich seinem Selbstbild nach als Homosexueller und Dichter vom bigotten Spanien in die Alterität gezwungen sieht, hätte auf die religiösen und ethnischen Ausschlussmechanismen als Kernproblem des spanischen Imperiums aufmerksam werden können. Folgt man der These José Luis Abelláns (2001), wonach Spanien von den *reyes católicos* bis zur Generalität und zur Kirchenobrigkeit des 20. Jahrhunderts von einer durchgehenden “*mentalidad inquisitorial*” geprägt gewesen sei, wurde Cernuda sogar von denselben Aktanten marginalisiert wie zuvor Ungläubige oder *indígenas*.

Diese Seite spanischer Kontinuität reflektieren Cernudas Texte nicht, ganz im Gegenteil. Wenn sich sein “viertes Spanien” und Nord-Süd-Stereotype überlagern, generiert sein historischer Tunnelblick durchaus bizarre Bilder. Etwa in einem weiteren Gedicht aus den britischen Jahren (“*Aguila y rosa*”), in dem Cernuda sich König Philipp II., der 1554 nach England kam, um Maria Tudor zu heiraten, zum Alter Ego umschreibt, das mit dem nordischen Menschenschlag fremdelt und umgekehrt von den Inselbewohnern nicht verstanden und feindlich begutachtet wird: “*La muchedumbre está en el puerto, y le*

mira/ Entre curioso y enemiga, como al que viene de otro mundo” (Cernuda 1994a: 411f.). Gegen Ende des Gedichts charakterisiert das lyrische Ich die Engländer wie folgt: “A la nación de hormigas la tierra socavando,/ Al pueblo de tenderos acumulando, y no siempre lo propio” (Cernuda 1994a: 443). Die Opposition zwischen dem ameisenfleißigen kalten Norden und dem phantasiebegabten kreativen Süden fand sich ja bereits in anderen Texten. Neu ist jedoch der Anachronismus der letzten Zeile, in der die Raffgier eines britischen Kolonialreiches denunziert wird, die es im 16. Jahrhundert noch gar nicht geben konnte. Was den Blick genau darauf lenkt, was in Cernudas Vision von der welt- und kulturgeschichtlichen Bedeutung Spaniens ausgespart bleibt: Kolonisierung zur ökonomischen Nutzbarmachung durch Versklavung und gewaltsame Unterdrückung. Dass unter spanischer Kolonialherrschaft – Stichwort Potosí – ebenfalls ameisen-gleich die Erde ausgebeutet wurde, dass ebenfalls einige Reichtümer akkumuliert wurden, negiert er durchgehend. Für solch unschönen Utilitarismus ist allein der alles verschlingende, betriebsame, protestantisch-freudlose Norden zuständig. Diese und andere bereits erwähnte Stereotypen generieren in der Summe einen ungebrochenen kulturellen Nationalismus, der die spanische Kultur unverrückbar über andere stellt. Ihre Größe und Schönheit sind ewig, an ihr teilhaben kann man nur qua Geburt,<sup>2</sup> zentrale Charakterzüge der Völker und Ethnien werden als “natürlich” begriffen und die kulturelle Tradition ist wichtiger als deren mögliche künftige Dynamik.<sup>3</sup>

Wie geht nun die Forschung mit jenem hispanischen Exil-Amerika und seiner ganz eigenen Konstruktion um ein idealisiertes Spanien imperialen Zuschnitts um? Octavio Paz sieht in Cernudas Dialog mit den “Helden des Mythos” ein “ejercicio de introspección”, bei dem der Leser ihn begleiten könne, wohl wissend, dass am Ende auch das “reconocimiento de una verdad distinta de la nuestra” stehen könne (Paz 1991: 257f.); Cernudas Exil-Amerika versteht er letztlich als eine historisierende Hülle für universelle Sehnsüchte. In eine ähnliche Richtung argumentiert der neben seinem Herausgeber Derek Harris

2 Vgl. noch einmal das Gedicht “El ruiseñor sobre la piedra”, in dem postuliert wird, dass die Schönheit des *Escorial* nur begreifen kann, wer sich ihn leibhaftig anverwandelt hat (Vers 64, 65 in Cernuda 1994a: 315).

3 Zum “cultural nationalism” als Konstante der “Dialektik des Exils” vgl. McClennen (2004).

wichtigste Interpret Cernudas Philip Silver. Wenn der Dichter sich poetisch an die Seite Philipp II. oder Hernán Cortés' imaginieren, dann sei das der Ausdruck einer unstillbaren Sehnsucht nach einem großen Spanien, in dem der Dichter noch etwas zählt, in dem er sich als Teil einer großen Gemeinschaft, eines großen und über ihn selbst hinausweisenden Projektes verstehen durfte (Silver 1995). Eine Sichtweise, die ganz im Sinne der von Cernuda selbst vorgegebenen Opposition von "realidad y deseo" argumentiert, die nie zueinander finden können – und nach Silvers Erklärung auch nicht müssen.

Zum besseren Verständnis seines Werkes ist es wenig hilfreich, über Cernudas innere Widersprüche und ideologische Schönheitsfleckchen hinwegzusehen, um sie ästhetisch zu reintegrieren in das makellose Bild des sehnsuchtsvoll Suchenden. Oder sie gar zu leugnen wie Emilio Barón, der in seiner Studie *Luis Cernuda Poeta* keine der hier hervorgehobenen Textstellen erwähnt oder kommentiert. Doch die Kritik tendiert bei Cernuda zum Konsens und zur Kontinuität, wie Sebastiaan Faber (2000: 83f.) in seinem Forschungsüberblick zeigt, weshalb Derek Harris und Philipp W. Silver in den neunziger Jahren ihre grundlegenden Studien aus den frühen siebziger Jahren auch unverändert wiederauflegen konnten.

Denn gerade der Blick auf die Art und Weise, wie Cernuda seine Heterotopien entwickelt, vom Raum des homosexuellen Dichters in Spanien über den des leidenden Dichters im feindlichen Norden bis zu dem des wieder auflebenden Dichters dank der verjüngenden mexikanischen Umgebung, führt zu erhellenden Hypothesen über sein Werk. Sebastiaan Faber (2000) hat gezeigt, dass der Rückgriff auf die Urmotive des spanischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts und seine "valores espirituales" kein Spezifikum Cernudas, sondern bei einigen exilierten Republikanern zu finden ist – und kaum variiert auch bei den Vordenkern der franquistischen "Hispanidad". Norbert Rehrmann (1996) hat Cernudas Bezüge zum Panhispanismus, unverzichtbare Referenz für sein hispanisches Exil-Amerika, herausgearbeitet: seine aggressive Abgrenzung vom nicht-katholischen Amerika (weil es unfähig ist zu Phantasie und Visionen), das Begreifen von Mexiko allein als Verlängerung des Mutterlandes, die Bedeutung der spanischen Sprache zur Zementierung des peninsularen Kulturmonopols etc. Solche Motivlinien zeigen Cernuda als Dichter, der tief verwurzelt ist im

Panhispanismus und dessen im 19. Jahrhundert geprägten Wahrnehmungsmustern.

Folglich sind die hier skizzierten Exil-Amerikas im Werk Luis Cernudas nicht allein poetischer Freiheit oder romantischer Vision oder ästhetisch autonom inszenierter Alterität geschuldet, sondern vielmehr auch einer von ihm selbst nicht hinterfragten urspanischen Traditionslinie. Nachdem die 100. Geburtstage seiner Generation<sup>4</sup> bald alle gefeiert sein werden, ist es an der Zeit, sein Werk und das seiner Zeitgenossen gründlicher auf solche Kontinuitäten hin zu untersuchen.

## Literaturverzeichnis

- Abellán, José Luis (2001): "La persistencia de la 'mentalidad inquisitorial' en la vida y en la cultura española contemporánea". In: Ders.: *El Exilio como constante y como categoría*. Madrid: Biblioteca Nueva, S. 17-43.
- Barón, Emilo (2002): *Luis Cernuda Poeta*. Sevilla: Alfar.
- Cernuda, Luis (1994a): *Obra Completa. Poesía Completa I*. Edición a cargo: Harris, Derek/ Maristany, Luis. Madrid: Siruela.
- (1994b): *Obra Completa. Prosa I*. Edición a cargo: Harris, Derek/Maristany, Luis. Madrid: Siruela.
- (2003): *Epistolario: 1924-1963*. Herausgegeben von James von Valender. Madrid: Publ. de la Residencia de Estudiantes.
- Faber, Sebastiaan (2000): "El norte nos devora". La construcción de un espacio hispánico en el exilio anglosajón de Luis Cernuda. In: *Hispania* 83, 4, S. 733-745.
- Harris, Derek (1992): *Luis Cernuda*. Granada: Universidad de Granada.
- Lange, Susanne (2004): "Luis Cernuda – der Zeitgenosse". In: Cernuda, Luis: *Wirklichkeit und Verlangen. Gedichte spanisch und deutsch*. Übers.: Lange, Susanne. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 263-285.
- McClennen, Sophia A. (2004): *The Dialectics of Exile. Nation, Time, Language, and Space in Hispanic Literatures*. West Lafayette, Indiana: Purdue University Press.
- Paz, Octavio (1991): "Luis Cernuda. Apuntes sobre *La realidad y el deseo*". In: *Fundación y disidencia. Dominio hispánico*. (Obras completas vol. 3), Edición del Autor. Barcelona: Círculo de Lectores, S. 233-259.
- Rehrmann, Norbert (1996): *Lateinamerika aus spanischer Sicht. Exilliteratur und Panhispanismus zwischen Realität und Fiktion (1936-1975)*. Frankfurt am Main: Vervuert.

---

4 Pedro Salinas (\*1892), José Gaos (\*1900), Ramón Sender (\*1901), Max Aub (\*1903).

- Schumm, Petra (1990): *Exilerfahrung und Literatur. Lateinamerikanische Autoren in Spanien*. Tübingen: Narr.
- Silver, Philipp W. (1995): *El poeta en su leyenda*. Madrid: Castalia.
- Tietz, Manfred (1990): "Luis Cernuda. Hacia la tierra". In: Ders. (Hrsg.): *Die spanische Lyrik der Moderne*. Frankfurt am Main: Vervuert, S. 263-280.
- Weich, Horst (2003): "Zwischen heterosexueller Realität und homosexuellem Verlangen. Luis Cernudas Gedichte als Monumente moderner Liebe". In: *Hispanorama* 99, 1, S. 13-17.
- Winckler, Lutz (1995): "Mythen der Exilforschung". In: Krohn, Claus-Dieter et al. (Hrsg.): *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. München: Ed. Text + Kritik, S. 68-81.
- Zelaya Kolker, Marielena (1985): *Testimonios americanos de los escritores españoles transterrados de 1939*. Madrid: Ediciones Cultura Hispánica.



Günther Maihold

## **Weder Strategie noch Partnerschaft? Die politischen Beziehungen zwischen der Europäischen Union und den Staaten Lateinamerikas/Karibik**

### **1. Effektiver Multilateralismus und die europäisch-lateinamerikanischen Beziehungen**

Seit der Veröffentlichung der Europäischen Sicherheitsstrategie unter dem Titel "Ein sicheres Europa in einer besseren Welt" am 12. Dezember 2003 hat der Begriff des "effektiven Multilateralismus" Karriere in der europäischen Außenpolitik gemacht. War er in der Sicherheitsstrategie als Instrument beschrieben worden, um "eine stärkere Weltgemeinschaft, gut funktionierende internationale Institutionen und eine gerechte Weltordnung zu schaffen",<sup>1</sup> so hat er in das Abschlussdokument des vorletzten europäisch-lateinamerikanischen Gipfels vom Mai 2004 in Guadalajara/Mexiko bereits in einer anderen Fassung Eingang gefunden. Dort heißt es unter Punkt 8:

Wir betonen, dass ein effektives multilaterales System auf der Basis des Völkerrechts und gestützt auf starke internationale Institutionen und mit den UN als Zentrum wichtig ist, um Frieden, internationale Sicherheit, nachhaltige Entwicklung und sozialen Fortschritt zu erreichen.<sup>2</sup>

In dem der Abschlusserklärung zugrundeliegenden Arbeitsgruppenspapier wird bereits auf die Regionalorganisationen als zentrale Träger des multilateralen Systems hingewiesen (Punkt 9), expliziter wird dabei noch der Punkt 11: "Der effektive Multilateralismus hängt von der Gleichheit und Macht jener Mitglieder ab, die zur Kooperation bereit sind. Lateinamerika und die Karibik sowie Europa suchen auch

---

1 Vgl. Europäische Sicherheitsstrategie <<http://www.auswaertiges-amt.de/www/de/infoservice/download/pdf/friedenspolitik/ess.pdf>>, S. 9 (20.12.06).

2 Vgl. *Declaración de Guadalajara*, Mai 2004 <<http://www.mex.es/sgcomex/DECLARACI%C3%93N%20DE%20GUADALAJARA.pdf>>, S. 2 (20.12.06).

in dieser Hinsicht nach einer globalen Partnerschaft”.<sup>3</sup> Damit erhält der effektive Multilateralismus eine eindeutige Stoßrichtung hinsichtlich des Interregionalismus, d.h. der Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Regionen auf der Grundlage möglichst gleicher Handlungsoptionen. Diese Hervorhebung von “Block-zu-Block-Beziehungen” als Instrument der europäischen Außenpolitik und als Ergebnis fortgeschrittener Regionalisierung und eines neuen Regionalismus entspricht dem Handlungsmuster der Europäischen Union (EU), ihre eigene Geschichte als Modell auf andere Weltregionen zu übertragen, d.h. hier in Gestalt des europäisch-lateinamerikanischen Biregionalismus wirksam werden zu lassen. Weltordnungspolitik soll in dieser Sicht auf interregionalen Arrangements aufbauen und geeignet sein, damit zur Verregelung der internationalen Politik auf der Basis der Bündelung von außenpolitischem Verhalten beizutragen. Gerade angesichts der Probleme bei der Stärkung der GASP (Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik) und der ESVP (Europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik) im Rahmen der EU selbst im Kontext des neuen Reformvertrages als Nachfolger des Verfassungsvertrages (Bendiek 2007), sind jedoch die Anforderungen an die Leistungen der lateinamerikanischen Partner so hoch (Seidelmann 2005: 36), dass sie diese wegen interner Restriktionen (Souveränitätsverständnis, beschränkte Integrationsneigung etc.) kaum erfüllen können. Von einem “neuen internationalen Subsystem zwischen der EU und Lateinamerika” (Grabendorff 2005: 44) zu sprechen, muss daher sehr gewagt erscheinen. Vielmehr scheint sich – nicht zuletzt aufgrund von Entwicklungen in Lateinamerika selbst – abzuzeichnen, dass der Rahmen des Interregionalismus gegenwärtig durch einen multiplen Bilateralismus<sup>4</sup> aufgefüllt wird, in dem verschiedene Akteure auf beiden Seiten versuchen, ihre spezifischen Interessen verstärkt zur Geltung zu bringen. Die neue Bedeutung von Führungsmächten in der Region und darüber hinaus ist dafür ebenso ein Beispiel wie das neue Profil spanischer Interessen in der Region. Eine genaue “Besichtigung” des europäisch-lateinamerikanischen Verhältnisses tut daher dringend Not.

---

3 Vgl. *Minuta de la Mesa de Trabajo sobre Multilateralismo*, 28. Mai 2004 <[http://europa.eu.int/comm/world/lac-guadal/declar/02\\_multi\\_alemania\\_sp.pdf](http://europa.eu.int/comm/world/lac-guadal/declar/02_multi_alemania_sp.pdf)> (20.12.06).

4 Als Beispiel hierfür kann die im Juli 2007 erklärte strategische Partnerschaft zwischen der EU und Brasilien gelten (vgl. Maihold 2007).



Als "enttäuschte Jugendliebe" (Lohbauer 2002) oder "gefühlslarme" Beziehung (Hofmeister 1998) sind die Beziehungen zwischen Europa bzw. Deutschland und Lateinamerika in jüngerer Zeit bezeichnet worden. Diese Zuordnung von Attributen legt es nahe, das Beziehungsgeflecht zwischen beiden Regionen als politische "Soziologie einer Zweierbeziehung" (Lenz 2003) zu analysieren. Erkennbar wird dabei, dass in einem solchen Ansatz

die Irrwege des Kennenlernens, Strategien der Kontakthanbahnung, aufflammende Leidenschaften, das grenzenlose Glück, Versuche, das Glück festzuhalten, das Einrichten fester Routinen, Unterschiede in der persönlichen Nähe und Erreichbarkeit, das gewachsene Vertrauen, die hohen gegenseitigen Unterstützungs- und Stabilisierungsleistungen, unterschiedliche Treue-/Untreue-Regelungen, die Modellierung der Akteure, das Ausbrechen aus der Konvention, Eifersucht, Hass und Verachtung, Grenzen der Kommunikation, die Beziehung als Abenteuer, die Tragik des Scheiterns, das hohe Lebensrisiko (Lenz 2003:7).

als Kriterien auch zur Beurteilung einer politischen Beziehung zwischen zwei Regionen naheliegen. Dabei ist dem Autor bewusst, dass sich analytische Kategorien von Individualbeziehungen nicht bruchlos auf Beziehungen zwischen Kollektiven übertragen lassen, gleichwohl gibt es Anlass, diese Elemente auch für die nähere Beleuchtung der Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika nutzbar zu machen. Wenn etwa in einem der wenigen Bände, die sich mit der Präsenz Amerikas in Europa befassen, der Nachweis geführt wird, dass "Europa durch Amerika seine neue Dimension erlangt und aus der Finsternis tritt" (Arciniegas 1975: 9), dann wird deutlich, wie stark die Durchdringung beider Regionen sich ausgebildet hat. Dabei wird sichtbar, dass die Gefahr der Anthropomorphisierung im beiderseitigen Verhältnis eine dauerhafte Versuchung und Gefahr ist, die im Folgenden durch eine stärker politikwissenschaftlich angeleitete Perspektive der gegenseitigen Perzeptionen und Beziehungsmuster vermieden werden soll.

## **2. "Strategische Partnerschaft" – magisches Konzept oder Leerformel?**

Seit der Erklärung von Rio de Janeiro im Juni 1999, dem ersten gemeinsamen Gipfeltreffen der Europäischen Union und der Staaten Lateinamerikas und der Karibik, beherrscht das Konzept der "strategi-

schen Partnerschaft” als Muster für die Gestaltung der Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika die Diskussion. Allerdings gibt es keine klare Definition dieses Konzeptes, das inzwischen in der europäischen und deutschen Außenpolitik auf eine Fülle unterschiedlicher Weltregionen Anwendung findet. Angesichts dieses Defizits soll hier unter “Partnerschaft” ein kulturelles Ideal für die innere Gestaltung einer Beziehung verstanden werden. Es fordert als Ideal weitgehend gleiche Rechte und Pflichten für die beteiligten Subjekte und eine aus dem konstruktiven Miteinander gewonnene Verständigung über die gemeinsame Gestaltung von Wirklichkeit (Lenz 2003: 43). Damit ist eng verbunden die Wirksamkeit von Beziehungsleitbildern, die sich im historischen Wandel verändert haben, etwa das Verhältnis von Abhängigkeit (Kolonialismus), Autonomie (Unabhängigkeit), Vorbildcharakter und Neigung zur Nachahmung wie auch die Suche nach Eigenständigkeit und Emanzipation. Ansprüche der Partner an die Exklusivität der Beziehung sowie damit erwartete Formen der Zuwendung lassen auch für die biregionalen Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika das Auf und Ab an Begeisterung und Ernüchterung bezüglich des Ertrages der Austauschbeziehungen deutlich werden.

Fügt man noch hinzu, dass eine “Strategie” verstanden werden kann als die Gesamtheit jener Maßnahmen zur Beeinflussung der Wettbewerbsposition durch Schaffung und Erhaltung von Erfolgspotentialen auf der Grundlage einer klaren Zielbildung, so wird deutlich, wie hoch die Ansprüche an dieses Konzept zu stellen sind. So nimmt es nicht wunder, dass sich Überlegungen zu “strategischen Partnerschaften” vor allem auch im unternehmerischen Bereich finden lassen. Dieser aus dem Wirtschaftsleben entlehnte Begriff nähert sich dem Konzept der “strategischen Allianz” an und bezeichnet insoweit die Kooperation von Wirtschaftssubjekten, die zum Zwecke der Realisierung umfassender Zielhorizonte eine Zusammenarbeit im Bereich gemeinsamer Produkte oder gemeinsamer Produktionsprozesse vereinbaren, die zumindest teilweise bzw. in Teilbereichen das bestehende Konkurrenzverhältnis außer Kraft setzt. Wettbewerbsvorteile sollen realisiert und Erfolgspotentiale gemeinschaftlich gesichert oder erschlossen werden (Backhaus/Piltz 1990: 2). Diese Überlegung hat bei ihrer Übertragung auf den außenpolitischen Prozess zu einer Inflation von strategischen Partnerschaften der Europäischen Union und

Deutschland mit verschiedenen Weltregionen geführt. Obwohl diese strategischen Partnerschaften nicht einem Nullsummenspiel entsprechen, unterliegen sie gleichwohl dem Gesetz des abnehmenden Grenznutzens, das bei einer zu großen Zahl von solchen privilegierten Beziehungen ein exponentielles Wachstum der Koordinationskosten nahe legt. Insoweit ist zu fragen, ob die Mehrzahl der von der EU erklärten strategischen Partnerschaften angemessen gemanagt werden kann und jene strukturellen Zielstellungen erreichen können, für die die besondere Qualität dieser Beziehungsstruktur vereinbart wurde. Fasst man die genannten Elemente in einem Katalog zusammen, so werden folgende Definitionselemente strategischer Partnerschaft deutlich. Strategische Partnerschaften könnten wir damit definieren als

- politisches Kooperationshandeln im Sinne eines in bestimmten Feldern oder gegenüber bestimmten Akteuren gleichgerichteten Handelns,
- getragen von gemeinsamen Gestaltungsabsichten und Zielvorstellungen,
- idealtypischerweise auf der Basis gleicher Rechte und Pflichten
- und gebunden an bestimmte Regeln von Exklusivität unter Reduzierung des Konkurrenzverhältnisses.

Legt man diese Bestimmung einer empirischen Betrachtung der bislang von der EU betriebenen strategischen Partnerschaftsbeziehungen zu Grunde, so ergibt sich folgendes Bild:

Nach Ansicht der EU-Kommission haben die Beziehungen zwischen der EU und Lateinamerika bislang drei Etappen durchlaufen. In der ersten Phase war die Entwicklungszusammenarbeit die oberste Priorität, es folgte die Öffnung in Richtung einer Wirtschaftspartnerschaft, gefolgt von der derzeitigen Phase des Regionalkonzepts und der auf die Wahrung der demokratischen Grundrechte und der Menschenrechte gegründeten Beziehungen. Die Kommission schlägt nun den Ausbau der Lateinamerikastrategie vor, dem nach ihren Vorstellungen ein Dialog mit folgenden drei Schwerpunkten zugrunde liegen sollte: Aufbau einer strategischen Allianz, zukunftsfähige Entwicklung und Einbeziehung der Bürgergesellschaft.<sup>5</sup> Ziel der strategischen

---

5 Vgl. Eine neue Partnerschaft EU-Lateinamerika für den Beginn des 21. Jahrhunderts <<http://europa.eu.int/scadplus/leg/de/lvb/r14004.htm>> (28.10.05).

Partnerschaft ist es demnach, auf der Grundlage einer gemeinsamen Weltsicht das Verhandlungsgewicht auf dem internationalen politischen Parkett zu erhöhen. Leitbild für diese Präsenz auf der internationalen Bühne ist die Orientierung am Multilateralismus. Das Mittel hierfür ist ein dreistufiger politischer Dialog zwischen der EU und Lateinamerika, d.h. auf der Ebene der Gesamtregion Lateinamerika, auf der Ebene der regionalen Zusammenschlüsse und auf der Ebene der Bürgergesellschaft. So sollen die großen horizontalen Themen auf der gesamtlateinamerikanischen Ebene behandelt werden; als zentrale Gesprächspartner werden die regionalen Einheiten betrachtet und die Beteiligung der Bürgergesellschaft soll eine demokratische und unbürokratische Dimension in den Dialog bringen. Hinzu treten sollen schließlich die wirtschaftliche und handelspolitische Zusammenarbeit sowie die Entwicklungskooperation.

Dieses Muster gilt in besonderem Maße für die Beziehungen mit Lateinamerika, die in vielfacher Hinsicht als randständig in der politischen Agenda der Europäischen Union und ihrer Mitgliedsstaaten betrachtet werden können.<sup>6</sup> Im Folgenden soll es daher darum gehen, einige zentrale Thesen zu diskutieren, die das biregionale Bezie-

---

6 Diesem Urteil steht nicht die Existenz von auch finanziell umfangreichen Kooperationsprogrammen entgegen. Hierzu gehören: AL-INVEST, das Klein- und Mittelunternehmen bei Investitionen in Lateinamerika – insbesondere auch bei Kooperation mit dortigen Unternehmen – unterstützt; ALFA bezieht sich auf die Hochschulkoooperation zwischen den beiden Regionen; das Ziel von URB-AL ist die Herstellung von direkten und dauerhaften Beziehungen zwischen europäischen und lateinamerikanischen Städten; ALURE soll Maßnahmen zur Sicherung und optimalem und rationalem Energieverbrauch unterstützen; @LIS soll den Nutzen der Informationstechnologien fördern und zur Überbrückung des sogenannten "digital divide" beitragen; ALBAN zielt seit seiner Einrichtung im Mai 2002 auf die Stärkung der wissenschaftlichen Kooperation zwischen der EU und Lateinamerika ab, indem die Postgraduiertenförderung lateinamerikanischer Führungspersönlichkeiten in Institutionen Europas unterstützt wird; OREAL soll als Beobachtungsnetzwerk der europäisch-lateinamerikanischen Beziehungen seit September 2003 den Austausch zwischen gemeinnützigen Institutionen aus Lateinamerika und der EU durch Netzwerkbildung zum Zweck des besseren Verständnisses und der Problemlösung stärken. EUROSociAL wurde am 25. Mai 2004 als 5-Jahres-Programm mit einem Volumen von 30 Millionen Euro aufgelegt; Ziel ist die Entwicklung und Implementierung von Sozialprogrammen im Bereich Gesundheit, Bildung, Justizverwaltung, Beschäftigung und Steuererhebung sowie die Qualifizierung von verantwortlichen Funktionären in diesen Bereichen. Zu den jüngsten Beschlüssen des Gipfels in Lima (2008) vgl. Maihold (2008).

hungsgeflecht analysieren und Perspektiven für eine neue Fundierung der Beziehungen aufweisen sollen.

### **3. Der Bedeutungsverlust Lateinamerikas in der Außenpolitik Europas: Normalisierung oder Niedergang einer Partnerschaft?**

Viele am EU-LAK-Dialog teilnehmende Regierungsvertreter haben ihre Enttäuschung darüber zum Ausdruck gebracht, dass es nach bislang vier Anläufen in Gestalt von Gipfeltreffen bislang nicht gelungen ist, die eigenen Beziehungsvorstellungen für eine fruchtbare Gestaltung des Austausches mit Lateinamerika zu verwirklichen. Es wird ein fortschreitender Bedeutungsverlust festgestellt, der in Lateinamerika mit massiven Geltungseinbußen für die europäische Politik verbunden ist, nicht zuletzt aufgrund der stagnierenden Verhandlungen zwischen der EU und dem *Mercado Común del Sur* (MERCOSUR) (Remes Lenicov 2006). Folge dieser Schwierigkeiten sind eine wachsende Deinstitutionalisierung der Beziehungsstruktur (wachsende Bedeutung von Alternativgipfeln) und erhebliche Legitimitätseinbußen (Kritik der Teilnehmer an mageren Ergebnissen), die zu einer Instabilität in der Beziehung geführt haben. Trotz der immer wieder neuen Beschwörung des hohen Wertes der europäisch-lateinamerikanischen Beziehung lässt sich eine wachsende Indifferenz zwischen den Partnern oder die Umlenkung ihrer Aufmerksamkeit auf neue attraktive Partner (wie China) (Husar 2007) verzeichnen. Für manche Beobachter erscheint das abnehmende Interesse Europas an Lateinamerika aus einem Prozess der Rückführung der Beziehungen zu Lateinamerika auf ein "normales Maß" zu entspringen, indem die besondere Hinwendung im Kontext der Zentralamerika-Krise der 1980er Jahre abgeschlossen ist. In einer anderen Interpretation wird darauf verwiesen, dass sich Europa systematisch politischer Chancen beuge, wenn es die erreichten Niveaus an Vertrauen und Kooperation nicht in "politische Münze" verwandle, sondern durch einseitige Aufkündigung von Zusammenarbeit einen massiven Imageschaden riskiere und Platzvorteile vergebe.

Allerdings haben die Beziehungen auf unterschiedlichen Politikfeldern eine variable Dichte ausgeprägt, die ein umfassendes und abschließendes Urteil ohne eingehende Analyse und Auswertung der

bestehenden Kooperationsprogramme nicht gestattet.<sup>7</sup> Von der Zielgröße einer Erhöhung des Interregionalismus auf der Basis von regionaler Integration der einzelnen Partner scheinen die europäisch-lateinamerikanischen Beziehungen noch weit entfernt, eine Ordnungsfunktion für die internationale Politik (Seidelmann 2005) kann ihnen somit nicht zugewiesen werden. Dies lässt sich auch auf der konzeptionellen Ebene nachweisen, ist es doch zu einer Entkopplung der beiden Zentralelemente für die Beschreibung dieser Beziehung gekommen: Strategie und Partnerschaft sind durch eine wenig dynamische Staatspraxis auseinandergerückt und haben damit das angestrebte Ziel einer Potenzierung der Austauschbeziehungen für die Partner, aber auch wachsende Erfolgsoptionen auf der weltpolitischen Ebene suspendiert. Gleichgerichtetes Handeln zwischen beiden Regionen ist nur beschränkt ausgeprägt, vielmehr sind neue Formen der Präferenzen (strategische Partnerschaft EU–Brasilien) und Gruppenbildungsprozesse, etwa in Gestalt der Allianzbildung zwischen Führungsmächten wie in der G4-Gruppe erkennbar geworden, die eine deutliche Abstufung in der Bedeutung der einzelnen Akteure zu Lasten der regionalen oder subregionalen Einheiten erkennen lassen. Im Kontext des 4. Gipfels zwischen der Europäischen Union und Lateinamerika in Wien (Mai 2006) gelang es jedoch nicht, über den Korrekturbedarf in der Einschätzung der Partner zu diskutieren mit dem Ziel, den Zusammenhalt dieser spezifischen Beziehung weiterhin zu sichern. Vielmehr scheinen zumindest die europäischen Protagonisten mit den bestehenden Formaten einverstanden zu sein, so dass sie sich einer Debatte über neue Formen nicht auszusetzen wünschen.

#### **4. Möglichkeiten und Grenzen von Format und Agenda der europäisch-lateinamerikanischen Beziehungen**

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist die geringe Leistungsfähigkeit der bisherigen Formate der biregionalen Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika: Das gilt zum einen für die Gipfeldiplomatie, die beim 4. Gipfeltreffen in Wien im Mai 2006 64 Staats- und Regierungschefs sowie Repräsentanten der Integrationsinstanzen

---

7 Hier besteht in der Fachliteratur noch ein großes Defizit, das ggf. durch die Evaluierung der genannten Programme zu schließen sein wird; vgl. jedoch jüngst: *Unidad Común de Evaluación* (2005).

aus 33 lateinamerikanischen und karibischen Ländern und 27 europäischen Staaten zusammenführte. Dass ein solches Treffen nicht Merkmale eines Verhandlungsgipfels (Rojas Aravena 2005) annehmen kann (wie dies etwa bei den G7- bzw. G8-Treffen möglich ist), liegt auf der Hand. Die Arbeitsfähigkeit eines solchen in zweijährlichem Turnus zusammentretenden Gremiums muss unmittelbar als nur sehr eingeschränkt bezeichnet werden. Es musste daher nicht wundernehmen, dass manche Teilnehmer weitere Runden dieser Art der Zusammenkunft als wenig operabel kritisierten.<sup>8</sup>

Gleiches kann für den Dialog der EU mit der Rio-Gruppe gelten, in der gegenwärtig 19 lateinamerikanische Staaten zusammenwirken. Seit ihrer Gründung im Dezember 1986 und sukzessiven Erweiterungen<sup>9</sup> hat die Rio-Gruppe erfolglos versucht, eine außenpolitische Koordination zwischen den Ländern des Subkontinents herbeizuführen. Obwohl sie mit ihrer Troika-Struktur dem europäischen Beispiel nachgebildet ist, hat es die Gruppe bislang nicht geschafft, zu einer Bündelung der Außenpolitik der lateinamerikanischen Staaten beizutragen oder selbst Träger dieses gemeinsamen Willens zu werden (Gratius/Rubiolo 2005: 106f.). Dafür steht nicht zuletzt der – bis auf die Haiti-Frage – weithin deklaratorische Charakter der Treffen, wie dies an der Erklärung des 8. Gipfeltreffens von Rio de Janeiro vom 5. November 2004 deutlich wird.<sup>10</sup> Ähnliches gilt für den Dialog auf Ministerebene zwischen der EU und der Rio-Gruppe: Unter der deutschen EU-Ratspräsidentschaft fand die 13. Ministertagung in Santo Domingo am 20. April 2007 statt, in der man in dem gemeinsamen Kommuniqué von insgesamt fünf Punkten sich dazu verstand,

die uneingeschränkte Geltung der Grundzüge und Ziele der Charta der Vereinten Nationen und das Eintreten für die Achtung der Menschen-

---

8 Vgl. etwa die Äußerungen des kolumbianischen Präsidenten Álvaro Uribe mit Bezug auf den iberoamerikanischen Gipfel in Salamanca: "[...] estas cumbres se vuelven detestables porque son una excusa para el turismo presidencial" (y) "es feo ver a tanto mandatario de paseo pues a pesar de los problemas que tenemos en casa, nos pasamos el tiempo, o la vida, de cumbre en cumbre". Insofern sollte die Neuorientierung der Formate von den Veranstaltern umgehend thematisiert werden.

9 Vgl. hierzu die Internetseite des aktuellen *pro-tempore*-Sekretariats der Rio-Gruppe beim argentinischen Außenministerium <<http://www.gruporio2005.gov.ar/>> (28.10.05).

10 Vgl. <<http://www.sre.gob.mx/dgomra/grio/grio1.htm>> (18.08.08).

rechte, die Demokratie und die Beseitigung von Armut, Ausgrenzung und Benachteiligung in der Gesellschaft

zu bekunden.<sup>11</sup>

Trotz solcher mageren Ergebnisse setzen die Europäische Kommission und die Mitgliedsstaaten weiterhin auf den politischen Dialog mit der Rio-Gruppe und weiteren regionalen Dialogforen wie der AKP-Gruppe (Karibische Staaten), mit dem MERCOSUR, der Andengemeinschaft sowie im Prozess von San José mit Zentralamerika. Dieser gruppenorientierte Ansatz zwingt – so die Begründung dieses Konzeptes – die jeweiligen Staatengruppen intern zur Erarbeitung von Kompromissen und fördere gleichzeitig den Integrationsgedanken. Hier scheint wieder das Konzept der EU als Modell für regionale Integration auf, das durch das außenpolitische Handeln weiter gefördert werden soll. Dass daneben noch bilaterale Dialoge mit Mexiko und Chile geführt werden und es gerade diese Verbindungen sind, die schnelle Abschlüsse von Assoziierungs- und Kooperationsverträgen erbrachten, verstärkt jedoch den Verdacht in Lateinamerika, dass der bilaterale Weg doch der “Königsweg” sei, um mit der EU erfolgreich ins Geschäft zu kommen (Gratius/Risi 2002: 105). Die Nagelprobe für das EU-Modell des Dialogs und der Verhandlungen mit Staatengruppen stellt sicherlich der stagnierende Prozess mit dem MERCOSUR dar, ein Abschluss mit diesem Partner wäre als ein Durchbruch zu interpretieren, da er in wachsendem Maße in Beziehung zu den globalen Verhandlungen im Rahmen der Doha-Runde der Welthandelsorganisation (WTO) gestellt worden ist. Die anderen Gruppen wie Andenländer und Zentralamerika haben die Verhandlungen mit der EU nach der entsprechenden Mandatserteilung an die Kommission im Mai 2007 aufgenommen.

Gerade am zentralamerikanischen Fall wird deutlich, in wie hohem Maße geopolitische Interessen eine Rolle spielen, die naturgemäß für diese Region bei den USA sehr viel stärker ausgeprägt sind, als dies für die EU gelten kann. Wenn sich somit in Lateinamerika der Eindruck verstärkt, dass die EU nach dem Prinzip der abgestuften Integration, das im europäischen Integrationsprozess nach innen An-

---

11 Vgl. Gemeinsames Communiqué, XXIII. Ministertagung der Rio-Gruppe und der EU, 20. April 2007, Santo Domingo, Dominikanische Republik <<http://www.auswaertiges-amt.de/diplo/de/Europa/Aussenpolitik/Regionalabkommen/LA-Rio-EU-Apr07.pdf>> (26.06.07).



wendung findet, auch ihre Außenbeziehungen zu ordnen beginnt, dürfte auch der politische Dialog Schaden nehmen, den die führenden Politiker in vielen Ländern Lateinamerikas bislang als den Einstieg in die Wirtschaftsverhandlungen betrachten. Dies nicht zuletzt auch in realistischer Einschätzung der Kosten, die ihnen ggf. aus einem politischen Dissens mit den USA bezogen auf weltordnungspolitische Fragen entstehen, ohne dass die EU diese Lasten angemessen zu honorieren bereit wäre. Ob dieses Verhältnis dann mit dem Begriff einer "strategischen Partnerschaft" angemessen beschrieben ist oder ob sich dahinter doch eher "verbale Vermeidungsstrategien für eine fehlende Prioritätensetzung" (Mols 2002: 666) verbergen, kann mit einem Blick auf die bisherigen Gipfelkonferenzen und die Enttäuschung der lateinamerikanischen Teilnehmer angesichts der dünnen Ergebnisse belegt werden.<sup>12</sup>

## 5. Die Ausbildung des selektiven Biregionalismus

Die Transformation der breiten Palette an Themen des biregionalen Dialoges seit dem Beginn in Rio de Janeiro/Brasilien 1999, die sich vor allem auf Materien bezog, "die eher als 'soft' gelten" (Bodemer 1999: 121), lässt erkennen, dass von den Vereinbarungen auf den Gipfelkonferenzen nicht notwendigerweise Anstöße für die politische Praxis erwachsen. Die Mischung der Agenda für den politischen Dialog mit möglichen Themen der Entwicklungszusammenarbeit tritt immer stärker zutage. Damit verwischt sich das Profil der EU in ihrem Dialog mit den Ländern Lateinamerikas noch mehr: Hatte bis dahin gegolten, dass die Fragen globaler Natur im Dialog mit der Rio-Gruppe verhandelt würden und die operativen Themen mit den einzelnen Staatengruppen Lateinamerikas abzuarbeiten sind (Grabendorff 1997: 93), so hat sich diese Aufgabenteilung mit dem Rio-Gipfel verschoben. Der "selektive Biregionalismus" der 1980er Jahre mit der Ausbildung des Gruppendialogs in den 1990er Jahren vertieft sich damit einerseits weiter im Bereich der ökonomischen und handelspolitischen Fragen mit der Perspektive des Abschlusses von Freihandelsabkom-

---

12 *Commission of the European Communities* (2000): *Communication from the Commission to the Council and The European Parliament. Follow-up to the First Summit between Latin America, The Caribbean and the European Union*, Brüssel (31.10.2000), COM (2000), 670 final, S. 4.

men (Mexiko und Chile); andererseits scheint sich der politische Dialog mit den Schwerpunkten der Entwicklungszusammenarbeit stärker zu durchmischen, da die Verhandlungsdynamik der EU angesichts der schwachen Ausprägung der GASP stärker aus den Leistungen der Entwicklungszusammenarbeit der EU und ihrer Mitgliedsstaaten legitimieren muss. Diese neue Tendenz führt jedoch in eine "legitimatorische Falle", da seitens der Dialogpartner in Lateinamerika diese internen Dynamiken der EU nur schwer zu durchschauen sind und eine Konditionalität gestiftet wird, die sich in einer erwarteten Entsprechung von Themen des politischen Dialoges und Leistungen der Entwicklungszusammenarbeit seitens der EU abbildet.<sup>13</sup>

Die weitere Entwicklung der europäischen Dialogarchitektur gerät auch schnell an ihre Grenzen, wenn es um den Versuch der Abstimmung gemeinsamer Positionen im Rahmen der UN geht. Obwohl sich beide Regionen mit dem multilateralen Ansatz internationaler Politik identifizieren (vgl. Punkt 26 der politischen Deklaration des Madrider Gipfels), bestehen insbesondere hinsichtlich des Themas geteilter Souveränitäten im Rahmen der Weltordnungspolitik oder des Souveränitätspooling im Kontext der Integrationsprozesse deutliche Differenzen zwischen der EU und Lateinamerika fort (Grabendorff 1999: 36). Diese haben sich auch unter dem Eindruck des internationalen Terrorismus, der erklärten Gemeinsamkeit bei der Bekämpfung der Drogen und der Förderung einer nachhaltigen Entwicklung, alles Elemente der politischen Erklärung, nicht vermindert. In einer umfassenden, 83 Punkte anführenden Erklärung zu "gemeinsamen Werten und Positionen" umrissen die Staats- und Regierungschefs in Madrid die erreichten gemeinsamen Standpunkte, die die gesamte Breite der internationalen Agenda beschreibt, ohne dass konkrete Ansatzpunkte für die Bearbeitung der Divergenzen ersichtlich werden. Es bleibt oftmals der Eindruck zurück, dass die bereits auf internationaler Ebene erarbeiteten Gemeinsamkeiten nur nochmals aufgeführt werden, ohne dass

---

13 Ein Beispiel hierfür ist das von der EU vorangetriebene Thema "soziale Kohäsion" auf dem Gipfeltreffen in Guadalajara/Mexiko (2004), das von der EU-Kommission dann mit dem Programm EUROsociAl unterlegt wurde, das ein recht bescheidenes Volumen von 30 Mio. Euro in einem 5-Jahreszeitraum aufweist und vor allem dem Austausch zwischen Experten dienen soll <[http://ec.europa.eu/external\\_relations/la/news/ip04\\_675.htm](http://ec.europa.eu/external_relations/la/news/ip04_675.htm)> (26.06.07).

ein signifikanter Beitrag zur Weiterentwicklung dieser Themen aus der biregionalen Zusammenarbeit heraus erkennbar würde.

Die Herausforderungen für den politischen Dialog zwischen Europa und Lateinamerika können damit auf verschiedenen Ebenen identifiziert werden:

- Die Dialogarchitektur erscheint nicht mehr ausgewogen und praktikabel. Weder die EU noch die Staaten Lateinamerikas können sich den gegenwärtigen praktizierten selektiven Biregionalismus dauerhaft leisten oder akzeptieren. Daher bedarf die variable Geometrie der Beziehungen einer Erneuerung, das europäische Mehrebenensystem einer Füllung mit den Spezifika der lateinamerikanischen Entwicklungsmodelle, um sinnvoll für die Region wirksam werden zu können. Dies zumal, wenn man sich vor Augen hält, dass sich der europäisch-lateinamerikanische Dialogprozess vor der Folie einer ungeklärten Zukunft des Projekts der gesamt-amerikanischen Freihandelszone ALCA vollzieht. Von lateinamerikanischer Seite war anfangs die Gleichzeitigkeit beider Prozesse durchaus als Instrument betrachtet worden, um der EU Zugeständnisse insbesondere bei der Behandlung von Agrarprodukten abzurufen. Mit dem Scheitern der WTO-Verhandlungen in Cancún/Mexiko und wenig ermutigender Ergebnisse bei den nachfolgenden Verhandlungsrunden sollte eine Bestandsaufnahme der verkündeten Kooperation im Wirtschaftsbereich erfolgen, um zumindest das Freihandelsabkommen mit dem MERCOSUR – auch unter den erschwerten Bedingungen eines möglichen Beitritts Venezuelas – zum Erfolg zu führen. Indes kann das Nebeneinander der Dialogschienen mit den Staatengruppen sich für die EU als kontraproduktiv erweisen, wenn sich dauerhaft der Eindruck einstellt, es gehe den Europäern nur um die entwickelteren Wirtschaftspartner wie Brasilien, Chile, Mexiko etc. in der Region. Die Verkündung einer strategischen Partnerschaft mit Brasilien hat entsprechende Befürchtungen gestärkt, obwohl die Kommission dieser Vermutung deutlich entgegengetreten ist.
- Die legitimatorische Falle ist eine reale Gefahr für die Vertiefung der Beziehungen zwischen beiden Regionen. Ohne substantielle politische Agenda wird der schwache wirtschaftliche Austausch (immer im Vergleich zur kontinentalen Dimension) mittelfristig

nicht zu sichtbaren Resultaten führen. Die fehlende Entsprechung zwischen einem ausgreifenden deklaratorischen politischen Dialog und einer umfassenden institutionellen Struktur, aber wenig Zugeständnissen in den Handelsbeziehungen und bei der Entwicklungszusammenarbeit, kann zu einer Auszehrung der bilateralen Beziehungen führen. Eine strategische Partnerschaft ohne ernsthaftes Bemühen um deren Ausfüllung führt eher zu negativen Ergebnissen als protokollarische Runden bilateraler Konsultationen traditioneller Prägung. Das Format der Verhandlungen muss daher dringend überdacht und neu gefasst werden. Ohne angemessene Beachtung dieser Fallstricke kann ein erheblicher politischer Schaden zwischen den beiden Regionen angerichtet werden.

- Bislang ist trotz aller Betonung der europäisch-lateinamerikanischen Wertegemeinschaft und kulturellen Nähe die inhaltliche Qualifizierung der Spezifika des europäisch-lateinamerikanischen Dialoges nicht gelungen. Zwar wird die Bedeutung der transnationalen Netzwerke auf der Ebene zivilgesellschaftlicher Akteure, des parlamentarischen Austausches oder die Orientierung an Freihandel<sup>plus</sup> hervorgehoben, aber diese Elemente konnten bisher nicht in einer bilateralen Agenda strategischer Qualität verdichtet werden. Weder sind geeignete Mechanismen noch inhaltlich profilierte Beiträge sichtbar geworden. Es bleibt zu hoffen, dass die nächste Gipfelkonferenz in Lima/Peru im Mai 2008 hier eine ernsthafte Initiative startet, um weitere "Frustrations-Gipfel" zu vermeiden. Dieses Treffen sollte nicht wie der Wiener Gipfel vom Mai 2006 unter dem Titel einer "Intensivierung der strategischen Partnerschaft" stehen, sondern gerade die Fragen der Gestaltung der Partnerschaft im Sinne größerer Nachhaltigkeit und Funktionalität in den Vordergrund rücken.
- Integration als Weg, Mittel und Ziel – dies scheint das politische Bekenntnis der EU bezogen auf Lateinamerika zu sein. Doch diese Konzeptualisierung der Zukunft Lateinamerikas greift zu einseitig auf nur einen Teil der europäischen Erfahrung zurück. Souveränitätsverzicht, Ausgleichsfonds und institutionelle Entwicklung sind gleichermaßen Merkmale der europäischen Integration, die jedoch im Außenverhältnis nur beschränkte Wirkung entfalten. Es gilt daher, den europäischen Modellcharakter für Lateinamerika nicht (einseitig) zu überziehen und damit einen den lateinamerikani-

schen Realitäten wenig angepassten Ansatz zu propagieren, der wegen der realen Interdependenzen und Abhängigkeiten von den USA nur begrenzt anwendbar ist. Eine größere Zurückhaltung in dieser Modelldiskussion könnte für den bilateralen Dialog – gerade angesichts der eigenen internen Probleme – eine sinnvollere Einladung darstellen als mancher großmundige Vergleich zwischen den europäischen und den lateinamerikanischen Erfahrungen.

- Um den Gehalt der Gipfeltreffen zu stärken, müsste der operative und strategische Dialog *zwischen* den Gipfeln sehr viel stärker ausgebildet sein, ein Defizit, das insbesondere der Bericht der Europäischen Kommission an das EU-Parlament im Vorfeld der 2. Gipfelkonferenz<sup>14</sup> verdeutlichte. Von den auf dem Rio-Gipfel verabschiedeten 55 Punkten des Aktionsplans wurden von den politisch verantwortlichen Beamten beider Staatengruppen 11 Prioritäten ausgewählt, von denen jedoch – wie die Kommission dem EU-Parlament im Jahre 2000 mitteilte – kaum etwas vorangebracht noch geeignete Koordinationsmechanismen gefunden waren. Insofern ist die Verstetigung der Beziehungen gefragt, die jenseits des persönlichen Austauschs zwischen den Amtsinhabern auch auf Minister- und Arbeitsebene mit stärkerem Leben zu erfüllen ist.

## 6. Die Selektivität der Kontakte und die neue Bedeutung von Nebenbeziehungen

Die Pluralisierung von Beziehungsformen jenseits der Elemente einer strategischen Partnerschaft und des Biregionalismus ist kennzeichnend für die heutige Qualität des Austausches zwischen Europa und Lateinamerika. Es haben sich neue Formen des Kontaktes jenseits der biregionalen Formate der EU ergeben, die sich auf die spezifischen bilateralen Interessen einzelner Länder stützen. Diese sind nicht nur als Durchgangsstadium zu begreifen, sondern scheinen einen dauerhaften Zustand zu beschreiben. Die Suche nach neuen Beziehungsformen ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Erwartungen und Ansprüche der Partner an die Beziehungen sich auf einer abnehmenden

---

14 Zum Post-Rio-Prozess vgl. Vacchino (2002).

Kurve befinden. Dies mag zum einen als Anpassung an die Realitäten gewertet werden, muss aber insbesondere für die Positionen jener Länder gelten, die sich in besonderem Maße als Sachwalter der Interessen Lateinamerikas betrachten. Damit sind unmittelbar Spanien und Portugal angesprochen, die sich dieser Aufgabe verschrieben haben. Aus ihrer historischen Bindung an die Länder Lateinamerikas entspringt eine ähnliche Hinwendung, wie sie etwa für Großbritannien im karibischen Kontext vorliegt: Insbesondere die kleinen oder Inselstaaten erwarten, dass sich die ehemaligen Kolonialmächte für sie in Europa und gegenüber den europäischen Institutionen verwenden und erhoffen sich aus dieser Selektivität der Kontakte Vorteile für ihre Position. Allerdings leiden solche Beziehungen größerer Nähe zwischen Europa und Lateinamerika unter der Tendenz, mehr erinnerte Vergangenheit zu repräsentieren als die Definition gemeinsamer Zukunftsaufgaben zu prägen. Der Rekurs auf die gemeinsamen Werte und die historische Verbindung zwischen Europa und Lateinamerika<sup>15</sup> besitzt somit nur begrenzt die Chance zu einer proaktiven Wendung in Richtung auf eine Neuorientierung der bestehenden Formen, da die historischen Belastungen von Abhängigkeitsstrukturen etwa der Kolonialzeit ebenso mitgetragen werden.

Um dem Problem der Mehrschichtigkeit der Beziehungen zwischen der EU und Lateinamerika näher zu kommen, ist es unumgänglich, die verschiedenen Politikfelder danach zu untersuchen, ob sie sich für die komplementäre Anlage von Mehrebenenmodellen eignen oder durch ihre Eigencharakteristika eher für die bilaterale oder rein multilaterale Ebene geeignet sind. Dies setzt verschiedene vorbereitende Schritte voraus, ein erster könnte in der Überwindung der historisch aufgeladenen Trugbilder der biregionalen Beziehungen bestehen. Maßgeblich hier muss es sein zu prüfen, ob die Beziehungen in "europäischem Sinne" wahrgenommen werden oder eher die europäische Verankerung als Mehrwert für nationale Interessen in Anspruch genommen wird.<sup>16</sup>

---

15 Auf dem 2. biregionalen Gipfel zwischen der EU und Lateinamerika wurde ein 83 Punkte umfassendes Dokument unter dem Titel "EU-LAC – Common Values and Positions" verabschiedet, das diese Dimension der Beziehungen beleuchtet <[http://europa.eu.int/comm/world/lac/conc\\_en/val\\_pos.htm](http://europa.eu.int/comm/world/lac/conc_en/val_pos.htm)> (26.06.07).

16 Tanja Börzel (2003) spricht hier zutreffend von den unterschiedlichen Dynamiken des *up-* und *down-loading*.

In diesem Kontext der These einer Stagnation oder gar Verschlechterung der Beziehungen zwischen der EU und Lateinamerika muss allen Beteiligten daran gelegen sein, ihre Erwartungen und Ansprüche klar zu machen. Dabei mögen sowohl Illusionen und Belastungen aus der Vergangenheit eine Rolle spielen wie auch jene Elemente, die einer Neugestaltung der Beziehungen im Wege zu stehen scheinen. Mit diesem Interesse gilt es folgende Punkte in den Blick zu nehmen:

### *6.1 Berücksichtigung der realen Veränderungen bei den handelnden Akteuren*

Hierzu gehört insbesondere die für die Weiterentwicklung der europäisch-lateinamerikanischen Beziehungen wenig förderliche Gleichzeitigkeit von Erweiterung und Vertiefung, die zu einer gewissen Nachrangigkeit der Außenbeziehungen im Rahmen der EU geführt hat. Diesem Dilemma, dem sich die Europäische Union nicht zuletzt nach dem vorläufigen Scheitern des Verfassungsvertrages und der anschließenden Denkpause ausgesetzt sah, könnte mit der Eröffnung der Regierungskonferenz zur Verabschiedung des Reformvertrages eine positive Wendung gegeben werden. In Lateinamerika ist diese Phase aber als innere Blockade der EU aufgenommen worden, die mit einer abnehmenden Aufmerksamkeit der Gemeinschaft für Lateinamerika verbunden war, zumal die Erweiterung des Marktes nach Osten eine größere ökonomische Attraktivität besitzt. Auf lateinamerikanischer Seite wird immer stärker erkennbar, dass die regionalen Integrationsräume (insbesondere der MERCOSUR) einem neuen Muster der subkontinentalen Beziehungen weichen, die sich eher auf die Breite als auf die Tiefe der Integration beziehen. Der nun erklärte Beitritt Venezuelas zum MERCOSUR wird die Stagnation dieses Integrationsbündnisses nicht überwinden helfen, sondern eher zu seiner stärkeren Ideologisierung beitragen (Husar/Maihold 2006). Das außenpolitische Muster des Interregionalismus der EU gerät damit noch mehr in prekäres Fahrwasser.

### *6.2 Veränderungen in der Beziehungsdynamik und deren Folgen*

Hierzu gehört die Neuausrichtung der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Staaten Lateinamerikas auf die USA, die zu einem

Verlassen des europäischen Kultur- und Werteleitbildes in der Region beigetragen hat. Mit dem Auftreten der Volksrepublik China als neuem Akteur in der lateinamerikanischen Politik eröffnet sich zudem für die lateinamerikanischen Staaten die Möglichkeit, ihre Wirtschaftsdynamik in viel stärkerem Maße als eine in den Norden, den Westen und den Osten des Kontinents wirkende Chance zu gestalten. Insoweit scheinen sich alte Orientierungsleitbilder zu verändern, die eine Diversifizierung der Austauschbeziehungen in zentraler Weise auf die Europäische Union projizierten, die als ausgleichender Akteur zum Schwerpunkt der Interessenartikulation durch die USA betrachtet wurde.

### *6.3 Veränderungen im Verhältnis zur Außenwelt*

Hier gilt es im besonderen Maße hervorzuheben, dass sowohl die EU als auch die Führungsmächte Lateinamerikas (Brasilien und Mexiko) in sehr viel stärkerem Maße eine weltpolitische Verantwortung anstreben. In europäischem Kontext ist dies in der aktiven lateinamerikanischen Beteiligung an internationalen Stabilisierungs- und Friedenseinsätzen erkennbar geworden, die sich vom Kosovo bis nach Afghanistan erstreckt haben. Im weltpolitischen Maßstab hat sich insbesondere Brasilien um die Gestaltung einer neuen Süd-Dimension der Zusammenarbeit bemüht, die es zum einen in Kooperation mit Südafrika und Indien (IBSA-Forum) auf den Weg gebracht hat, zum anderen mit der Bildung der G20+-Gruppe im Rahmen der Welthandelsorganisation (WTO) formuliert hat. Diese neuen Handlungsfelder der europäischen und lateinamerikanischen Außenpolitik haben das beiderseitige Verhältnis insoweit verändert, als sich eine zusätzliche Dimension in den Partnerschaftsbeziehungen etwa im G4-Kontext (Brasilien, Deutschland, Indien und Japan bei der Reform des UN-Sicherheitsrats) ergeben hat, die die bisherigen Prioritäten des außenpolitischen Handelns – auch und gerade im beiderseitigen Verhältnis – in ein neues Licht stellen. Neue Handlungsoptionen jenseits des Biregionalismus sind erwachsen, die eine Kooperation der lateinamerikanischen Führungsmächte mit europäischen Mitgliedsstaaten stärker in den Vordergrund rücken, während die traditionelle Chimäre des transatlantischen Dreiecks (Grabendorff 2005) weiter in die Ferne rückt. Zunehmend wird erkennbar, dass Lateinamerika seine Bezie-



hungen mit den USA auf anderen Grundlagen artikuliert, als dies – oftmals als vordergründiges Konkurrenzverhältnis gefasst – für die Austauschbeziehungen mit Europa gilt. Wichtige Länder des Subkontinents über Chile hinaus agieren mit allen damit verbundenen Risiken zunehmend “freigestellt von einer festen Beziehung”, zumal sich die Bindung an die USA als durchaus variabel und stark politikfeldbezogen manifestiert. Europa läuft in diesem neuen Kontext Gefahr, seiner “Partnerrolle” verlustig zu gehen, da es keine nachhaltigen Angebote der Politikgestaltung unterbreiten kann. Ob daraus aber zu folgern ist, das Konkurrenzverhältnis habe sich in eine Arbeitsteilung zwischen Brüssel und Washington, bezogen auf Lateinamerika, verwandelt, scheint eher fragwürdig; es sei – so die These – Lateinamerika zwischen der EU und den USA in unterschiedliche Interessenzonen aufgeteilt (von Mexiko bis Kolumbien in der Hauptverantwortung der USA, der MERCOSUR in europäischer Zuständigkeit) worden (Gratius 2003). Eine solche Sicht der Dinge bleibt einer vordergründigen geopolitischen Sichtweise verhaftet und übersieht die politikfeldbezogene Interessenbindung der jeweiligen Akteure.

#### *6.4 Die Beziehung zwischen der EU und Lateinamerika auf dem Weg zu einer “negativen Bindung”?*

Als “empty shell relations” werden jene Bindungen bezeichnet, die sich durch hohe Ambivalenz auszeichnen und Inkompatibilitäten aufweisen, die einer gedeihlichen Fortführung des Austausches im Wege stehen. Die Einordnung des europäisch-lateinamerikanischen Verhältnisses als “leere Muschel” lässt sich nicht nur aus dem wachsenden globalen Interesse und der damit verbundenen Relativierung der Bedeutung Lateinamerikas für die Europäische Union und die Mehrzahl ihrer Mitgliedstaaten ableiten, sie gewinnt auch an Sinn vor dem Hintergrund weiterhin stark konfliktiver Interessen im Bereich der handelspolitischen Auseinandersetzungen zwischen der EU und dem MERCOSUR. Zudem wird das Beziehungsgeflecht durch unterschiedliche Signale von beiden Partnern in den Bereich der Ambivalenz getrieben: Während Spanien seine selbstdefinierte Rolle als “Mittler”, “Brücke” oder “Kanal” in den Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika (Malamud 2004: 16) seit Übernahme der Regierung durch Rodríguez Zapatero weiter ausbaut, scheinen sich die

anderen EU-Mitgliedsstaaten eher auf eine distanzierte Position hin zu bewegen. Spaniens hohe Auslandsinvestitionen in Lateinamerika in den 1990er Jahren – nicht zuletzt im Rahmen der dort ablaufenden Privatisierungsprozesse insbesondere im Dienstleistungssektor – haben das Land deutlich vom Rest der EU-Mitgliedsstaaten abgehoben (Arahuetes García/García Domonte 2007); zudem gelang es der Regierung Zapatero, die Außenpolitik des Landes aus der engen Bindung an die USA zu befreien und sich damit wieder als anerkannter Gesprächspartner für Lateinamerika zu positionieren. Dabei kann es auf das (allerdings nur komplementär funktionierende) Instrumentarium der iberoamerikanischen Gipfeldiplomatie bauen (Arenal 2005), die zur Konstituierung eines gemeinsamen iberoamerikanischen Raumes beitragen soll. Schließlich verfügt Spanien durch seine seit dem Beitritt zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) formulierte Rolle als “Wahrer der Interessen Lateinamerikas in der EU” über eine umfassende Präsenz in den Gremien und auf Beamtenebene der Kommission, die eine europäische Lateinamerika-Politik gegen die Interessen Spaniens nicht denkbar erscheinen lässt. Damit übernimmt das Land eine Leit- bzw. Führungsrolle in diesem Bereich in Europa (vgl. etwa die Neuorientierung der europäischen Position zu Kuba) und sichert sich eine nachhaltige Beteiligung an den europäischen Ressourcen mit Bezug auf die Region. Bedauerlicherweise nimmt Spanien seine Rolle im Sinne einer *dominanten Führungsrolle* (Lüdecke 2002: 33) wahr, insoweit die Ausnutzung der führenden Stellung innerhalb des Verbundes für die Umsetzung nationaler Interessen genutzt wird. Das heißt die Rollenwahrnehmung wird stark unilateral oder abhängig von Interessenübereinstimmung in wechselnden Koalitionen mit anderen Führungsmächten der EU verstanden. Wünschenswert wäre ein Selbstverständnis im Sinne einer *konstruktiven Führungsrolle*, das heißt die Herstellung von zwischenstaatlicher Kooperation steht im Vordergrund im Sinne einer (Mit-)Führungsrolle als konziliatorische Rolle. “Auf der Grundlage der Selbstbegrenzung eigener Interessen vermittelt der Konziliator zwischen gegensätzlichen Ansprüchen, indem er als Maßstab der Vermittlung am Interesse eines übergeordneten Ganzen festhält, ohne dabei eigene nationale Interessen leugnen zu müssen” (Lüdecke 2002: 13). Soll die mit diesem dominanten Rollenverständnis verbundene Gefahr einer “negativen Bindung” zwischen beiden Regionen verhindert werden, ist die Suche

nach hoher Kongruenz zwischen nationalen und europäischen Interessen für den Konziliator notwendig. Dies bedeutet, dass eine europäische Rückbindung der spanischen Führungsrolle in Lateinamerika an Gemeinschaftsinteressen erfolgen müsste, etwa in Gestalt der Bindung an die jeweiligen europäischen Trio-Präsidentschaften. Hier stehen jedoch noch umfassende Diskussionen mit Spanien bevor, die aber angepackt werden müssen, wenn das gesamte Beziehungsgeflecht nicht in die Schieflage geraten soll.

### 6.5 Die Notwendigkeit einer neuen Interaktionsordnung

Gebraucht wird eine neue Interaktionsordnung, die die verschiedenen Ebenen der ablaufenden Interaktionsprozesse in eine sinnvolle Beziehung setzen. Hierzu gehört in besonderem Maße die Definition von bilateralen und multilateralen Handlungszusammenhängen sowie die Beziehungen, die zwischen den europäisierten und damit vergemeinschafteten sowie den intergouvernementalen Bereichen der Außenpolitik erkennbar sind. In diesem Kontext ist auf die verschiedenen Formen der Organisation für beide Bereiche im Brüsseler Kontext AMLAT (Komitee der ständigen Vertreter für Lateinamerika) und COLAT (*Comité de América Latina* des Ministerrates) hinzuweisen, in denen mit durchaus unterschiedlichen Logiken gearbeitet wird. Dass gegenwärtig ein Prozess des stillschweigenden "outsourcing" der Lateinamerikapolitik der Mitgliedsstaaten nach Europa stattfindet, gewinnt vor diesem institutionellen Hintergrund zusätzliche Sprengkraft. *De facto* betreiben die Mitgliedsstaaten der EU eine vorgebliche "Europäisierung" der Beziehungen zu Lateinamerika, obwohl sie weiterhin umfassende nationalstaatlich rückzubindende Kompetenzen im intergouvernementalen Bereich besitzen. Somit vollzieht sich eine Verschiebung von Entscheidungen in die europäischen Abstimmungsprozesse, die jedoch keine Europäisierung darstellt, sondern nur die Verhandlungsmechanismen intergouvernementaler Art in Gestalt von Koppelgeschäften und "bargaining"-Prozessen auf Kosten der Transparenz stärkt.<sup>17</sup> Diese Verfahrensweise kann auch nur deshalb erfolgreich sein, da in der großen Mehrzahl der Länder der EU Lateinamerika kein Thema der nationalen politischen Agenda darstellt und damit

---

17 Für die Phase der deutschen Ratspräsidentschaft lassen sich daraus sinnvolle Ansatzpunkte entwickeln; vgl. hierzu Husar/Maihold (2007).

seine Verfügbarkeit als Verhandlungsmasse oftmals weisungslos agierender Beamter der Mitgliedsstaaten ermöglicht wird.

### **7. “Living-apart-together” – ein neues Muster für die europäisch-lateinamerikanische Beziehungsarbeit?**

Das gemeinsame Erbe als Grundlage der europäisch-lateinamerikanischen Beziehungen erweist sich heute nicht mehr als tragfähige Grundlage für eine produktive Gestaltung der wechselseitigen Bindungen, es muss perspektivisch bearbeitet werden, wenn es nicht zunehmend verschüttet werden soll. Allerdings ist die Befürchtung von Manfred Mols aus dem Jahre 1994, dass “dieses im Saldo positive, im Detail sicher auch von Gebrochenheiten durchsetzte Verhältnis ... in die Geschichte (schwindet)” (Mols 1994: 5), nicht von der Hand zu weisen. Soll dies verhindert werden, so müssen die “Identitätsarbeit” zwischen den Beteiligten dieser Partnerschaft sowie die auf die Außenbeziehungen ausgerichteten Aktivitäten Teil einer neu fokussierten Beziehungsarbeit werden. Dabei ist von der Grundthese auszugehen, dass fortgesetzte Initiativen der Vertiefung der Bindungen zwischen Europa und Lateinamerika nur erfolgreich sein werden, wenn sie die eigenständige Qualität der Partner zur Kenntnis nehmen und von dieser Interessenlage ausgehend Gemeinsamkeiten politikfeldbezogen zu etablieren versuchen. Hierzu sind neue Formen und Formate der Kooperation zu wählen, die nicht notwendigerweise in das Format des Interregionalismus passen und neue Themen erschließen müssen. Die “schwierige Suche nach einem besonderen Verhältnis” (Klaveren 1991: 17) Lateinamerikas zu Europa und umgekehrt dominiert bis zum heutigen Tag die beiderseitigen Beziehungen: So gibt es außenpolitische Gemeinsamkeiten wie die jüngst im Kontext des Irak-Krieges im UN-Sicherheitsrat demonstrierte Koinzidenz der Positionen des “Alten Europa” (Deutschland, Frankreich) und Mexikos bzw. Chiles bei der Ablehnung einer unilateralen Position der USA in Abkehr von gemeinsamen multilateralen Traditionen, die sich in der Ära Clinton zaghaft entwickelt hatten. Obwohl diese Position auch von Brasilien gestützt wurde, kann sie indes nicht für ganz Lateinamerika und die Karibik gelten, wie die Unterstützungsbekundungen anderer Länder wie Kolumbien, Dominikanische Republik, Nicaragua und Costa Rica für die Position der USA ausweisen. Zudem wurde gerade

auch am Beispiel des Irak-Krieges deutlich, wie schwer für die Regierungen Lateinamerikas die Abgrenzung der politischen Positionen der einzelnen Mitgliedsstaaten der EU und der europäischen GASP ist, eine Komplexität und Unterschiedlichkeit, die für die lateinamerikanischen Außenministerien "eine Herausforderung darstellt, auf die sie oft mit einer 'gewissen gewohnheitsmäßigen Passivität'" (Klaveren 1991: 22) reagieren.

Die daraus oft in Lateinamerika gezogene Folgerung, anstatt des von der EU propagierten Ansatzes der "variablen Geometrie" und des Gruppendialoges doch den bilateralen Weg zu suchen, erscheint insofern durchaus nachvollziehbar. Es ist davon auszugehen, dass der übergreifende politische Dialog nicht mehr im reinen Biregionalismus seine Form finden kann (Hettne/Söderbaum 2005), zu groß sind die Asymmetrien zwischen den Akteuren bzw. den subregionalen Einheiten. Es könnte sich daher folgendes Vorgehen als sinnvoll erweisen:

### *7.1 Begründung einer neuen Beziehungskultur*

Der Austausch zwischen Europa und Lateinamerika besitzt eine komplexe Struktur: Die erinnerte Vergangenheit und die antizipierte Zukunft verleihen beiden Partnern in der Gegenwart eine besondere Gestalt; aus heutiger Sicht eine Schiefelage, die mehr in die Geschichte als die Zukunft hineinragt. Mit diesem Neigungswinkel müssen die europäisch-lateinamerikanischen Beziehungen zurecht kommen, er hat Auswirkungen auf den Beziehungsaufbau. Trotz der verkündeten strategischen Partnerschaft gibt es keinen zentralen Ort für einen strategischen Dialog; soweit bestehende Strukturen diesem Interesse nahe kommen, bleibt er weithin folgenlos und kann von Dritten nicht als handlungsleitende Ordnungsstruktur wahrgenommen werden (Múñoz Ledo 2005). Beide Dialogpartner treten als Regionen gegenüber Dritten nicht als strategische Partner auf, vielmehr obliegt dies einzelnen Führungsmächten oder Schlüsselländern in bestimmten Politikfeldern. Das bisherige Beziehungsmodell könnte auf einen Wendepunkt zusteuern, der eine massive Verunsicherung der Partner zur Folge hätte. Es gilt also, die Beziehung aus dem gegenwärtigen Schwebezustand zu befreien und in eine neue Beziehungskultur zu überführen, die auf realen Interessen und Gestaltungsmöglichkeiten jenseits der Prinzipien "let's get together" and "do me a favor" beruht. Konflikte müssen

diskutiert oder zumindest so bearbeitet werden, dass ihre Reichweite kontrollierbar wird, wenn diese historisch gewachsene Beziehung in der Zukunft Früchte tragen soll. Dieses Dilemma formulierte der brasilianische Präsident Fernando Henrique Cardoso auf dem 2. Gipfeltreffen der europäischen und lateinamerikanischen Staats- und Regierungschefs in Madrid am 16./17. Mai 2002 mit den Worten: “Aunque nos encontramos próximos en espíritu, en realidad seguimos muy distantes” (Auch wenn wir uns geistig nahe stehen, sind wir in der Realität doch weit voneinander entfernt).

### *7.2 Gewinnung einer neuen Beziehungsdynamik: Statt “café para todos” relevante Gesprächspartner themenfeldbezogen identifizieren*

Durchaus im Sinne eines selektiven Biregionalismus und eines multiplen Bilateralismus (Hettne/Söderbaum 2005) wäre es für die EU und ihre Mitgliedsstaaten empfehlenswert, die beiderseitigen Bindungen zu relevanten Themen mit den maßgeblichen (staatlichen und nicht-staatlichen) Akteuren in Lateinamerika zu vertiefen. Eine globale Agenda für alle ist wenig zielführend, differenzierte Ansätze schaffen zwar mehr Konflikte, begründen aber gleichzeitig Exklusivität und Identität. Es erscheint heute nicht mehr ratsam, die gesamten Koordinationsprobleme lateinamerikanischer Außenpolitik und europäischer GASP auf einzelne Fragen zu projizieren, die nicht für alle Staaten des Subkontinents gleichermaßen relevant sind, ja bei denen auch ernsthaft zu prüfen wäre, ob sie in diesem Themenfeld außenpolitisch überhaupt handlungsfähig sind. Insofern sind Formen der “offenen Gruppenbildung” geeigneter als fest geformte Dialogformate, die ohnedies stark unter den internen Beziehungsdynamiken leiden. Auch in der spanischen Lateinamerika-Politik wird debattiert, nicht mehr einen globalen Zugang nach dem Motto “café para todos” (Malamud 2004) zu betreiben, sondern verstärkt mit zentralen Dialogpartnern das Gespräch zu suchen. Beispielsweise wird für den strategischen Dialog zum Thema “Klimaschutz” eine Beteiligung von Honduras oder Nicaragua möglicherweise verzichtbar sein.

### *7.3 Gestaltung einer neuen Interaktionsordnung: Neue Formate des interregionalen Dialoges begründen*

Auch wenn sich die Staaten Lateinamerikas aufgrund des aus europäischer Sicht überzogen erscheinenden Souveränitätsverständnisses damit schwer tun, sollten neue Formate – etwa im Sinne der Konventsmethode (Göler/Marhold 2003) – eingesetzt werden, die sowohl Funktionsträger, Parlamentarier und freie Persönlichkeiten zum Dialog als Vorbereitung bzw. der reformbedürftigen Gipfeldiplomatie zusammenführen. Nur auf einer breiteren Basis kann es gelingen, die Beziehungsarbeit durch die Fusion von Netzwerken auf eine neue Grundlage zu stellen, statt nur alte “constituencies” zu replizieren. Wesentlich für den Erfolg des Konvents waren seine Zusammensetzung und die daraus resultierenden Interessenkonstellationen und Verhandlungsverfahren. Es gelang die Etablierung eines sach- und konsensorientierten Beratungsstils, der gerade auch für die Probleme der Mehrschichtigkeit des Beziehungsgeflechtes eine geeignete Form darstellen könnte. Allerdings würde dabei das klassische Vertretungsmonopol der Regierungen bei internationalen Verhandlungen partiell unterwandert, andererseits könnte es gerade gelingen, auf diesem Wege Konsenskorridore mit größerer Tiefen- und Breitenwirkung zu begründen.

### *7.4 Einbindung der spanischen Lateinamerika-Politik in eine “konstruktive Führungsrolle”*

Es ist davon auszugehen, dass in der absehbaren Zeit Gestaltungsimpulse für das europäisch-lateinamerikanische Verhältnis vor allem aus Spanien kommen werden. Diese Vorstöße sind bislang stark von bilateralen Interessen geprägt, definieren aber das europäische Profil. Auch wenn seitens der Partner in Lateinamerika oftmals auf ein “Ausgeliefertsein an Spanien” in den Beziehungen zu Europa verwiesen wird, sollte von den europäischen Mitgliedsstaaten auf eine konstruktive Führungsrolle Spaniens gedrängt werden, die das europäische Interesse in den Mittelpunkt stellt. Insoweit sollte die Diskussion mit Spanien zu diesem Thema der “Europäisierung” seiner Lateinamerika-Politik vorangetrieben werden, um geeignete Instrumente, z.B. in Gestalt einer Troika, zu entwickeln.

## Literaturverzeichnis

- Arahuetes García, Alfredo/García Domonte, Aurora (2007): *¿Qué ha sucedido con la Inversión Extranjera Directa (IED) de las empresas españolas en América Latina tras el "boom" de los años noventa y la incertidumbre de los primeros años 2000?* (Documento de Trabajo No. 35). Madrid: Real Instituto Elcano.
- Arciniegas, Germán (1975): *América en Europa*. Buenos Aires: Ed. Sudamericana.
- Arenal, Celestino del (Hrsg.) (2005): *Las Cumbres Iberoamericanas (1991-2005): logros y desafíos*. Madrid: Fundación Carolina/Siglo XXI.
- Backhaus, Klaus/Piltz, Karl (1990): "Strategische Allianzen – eine neue Form kooperativen Wettbewerbs". In: Backhaus, Klaus (Hrsg.): *Strategische Allianzen* (Sonderheft 27 der Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung). Düsseldorf: Verlagsguppe Handelsblatt, S. 2-11.
- Bendiek, Annegret (2007): *Die GASP nach dem "Fußnotengipfel"*. Berlin: SWP-Aktuell 2007/A 42, Juli.
- Bodemer, Klaus (1999): "Auftakt zu einer strategischen Partnerschaft? Der erste Europäisch-Lateinamerikanische Gipfel in Rio de Janeiro". In: *Brennpunkt Lateinamerika* (Hamburg), 14, S. 113-122.
- Börzel, Tanja (2003): *Shaping and Taking EU Policies. Member State Responses to Europeanization*. Queen's Papers on Europeanization 2/2003. Belfast: Queens University.
- Europäische Sicherheitsstrategie (ESS) (2003): *Eine sicheres Europa in einer besseren Welt*. Brüssel <<http://ue.eu.int/uedocs/cmsUpload/031208ESSIIDE.pdf>> (15.12.06).
- Freres, Christian/Sanahuja, José Antonio (2005): *Perspectivas de las Relaciones Unión Europea-América Latina. Hacia una Nueva Estrategia (Informe Final)*. Madrid: IECI.
- Göler, Daniel/Marhold, Helmut (2003): "Die Konvents-methode". In: *integration* (Berlin), 26, 4, S. 317-330.
- Grabendorff, Wolf (1997): "América Latina y la Unión Europea: hacia un birregionalismo selectivo". In: Klaveren, Alberto van (Hrsg.): *América Latina en el Mundo*. Santiago: Ed. Los Andes, S. 71-96.
- (1999): "Las relaciones entre la Unión Europea y América Latina: ¿una asociación estratégica?". In: *Nueva Sociedad* (Caracas), 164, S. 34-44.
- (2005): "Triangular Relations in a Unipolar World: North America, South America and the EU". In: Grabendorff, Wolf/Seidelmann, Reimund (Hrsg.): *Relations between the European Union and Latin America. Biregionalism in a Changing Global System*. Stuttgart: Nomos, S. 43-71.
- Gratius, Susanne (2003): "Spielt Europa in Lateinamerika noch eine Rolle?". In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (Bonn) (15. September 2003), B38-39, S. 38-46.
- Gratius, Susanne/Risi, Marcelo (2002): "Das zweite europäisch-lateinamerikanische Gipfeltreffen in Madrid: Mucho ruido, pocas nueces?". In: *Brennpunkt Lateinamerika* (Hamburg), 10, S. 101-108.
- Gratius, Susanne/Rubiolo, Mónica (2005): "Biregionalism in a Globalizing World: The Latin American View". In: Grabendorff, Wolf/Seidelmann, Reimund



- (Hrsg.): *Relations between the European Union and Latin America. Biregionalism in a Changing Global System*. Stuttgart: Nomos, S. 73-140.
- Hettne, Björn/Söderbaum, Fredderik (2005): "Civilian Power or Soft Imperialism? The EU as Global Actor and the Role of Interregionalism". In: *European Foreign Affairs Review* 10 (Amsterdam), S. 535-552.
- Hofmeister, Wilhelm (1998): "Alemania y América Latina: 'relaciones sin emociones'". In: *Estudios Internacionales* (Santiago de Chile), 31 (Jan.-Juli), 121-122, S. 52-69.
- Husar, Jörg (2007): *Chinas Engagement in Lateinamerika. Rohstoffbedarf, Versorgungssicherheit und Investitionen*. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik.
- Husar, Jörg/Maihold, Günther (2006): *Neue Prioritäten im Mercosur. Der Beitritt Venezuelas und seine Folgen für das südamerikanische Integrationsbündnis*. Berlin: SWP-Aktuell 2006/A 36.
- (2007): "Die Ratspräsidentschaft und die EU-Beziehungen zu Lateinamerika: Routinisierte Verwaltung, wenig Gestaltung". In: Kietz, Daniela/Perthes, Volker (Hrsg.): *Handlungsspielräume einer EU-Ratspräsidentschaft. Eine Funktionsanalyse des deutschen Vorsitzes im ersten Halbjahr 2007*. Berlin: SWP-Studie S24, S. 93-99.
- Klaveren, Alberto van (1991): "Die internationalen Beziehungen Lateinamerikas in den 80er Jahren". In: Nohlen, Dieter/Fernández de Baeza, Mario/Klaveren, Alberto van (Hrsg.): *Demokratie und Außenpolitik in Lateinamerika*. Opladen: Leske + Budrich, S. 9-36.
- (2004): "Las relaciones políticas europeo-latinoamericanas. La necesidad de una sintonía más fina". In: *Nueva Sociedad* 189 (Caracas), S. 54-68.
- Lenz, Karl (2003): *Soziologie der Zweierbeziehung: Eine Einführung*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Lohbauer, Christian (2002): *Enttäuschte Jugendliebe: Finden Brasilien und die Europäische Union zusammen?* (Europa America Latina: Analysen und Berichte, Nr. 5). Rio de Janeiro: Centro de Estudos Fundação Konrad Adenauer.
- Lüdecke, Axel (2002): "Europäisierung" der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik?: Konstitutive und operative Europapolitik zwischen Maastricht und Amsterdam. Opladen: Leske + Budrich.
- Maihold, Günther (2006): "China und Lateinamerika". In: Wacker, Gudrun (Hrsg.): *Chinas Aufstieg: Rückkehr der Geopolitik?* Berlin: SWP-Studie S3, S. 40-49.
- (2007): *Brasilens Aufstieg in die 1. Liga der EU Außenbeziehungen. Potential und Grenzen der neuen strategischen Partnerschaft*. Berlin: SWP-Aktuell 2007/A 40, 4 S.
- (2008): *La Cumbre de Lima: un encuentro de la asimetría euro-latinoamericana* (ARI Nr. 58). Madrid: Real Instituto Elcano.
- Malamud, Carlos (2004): *España y América Latina: El pulso entre lo global y lo bilateral* (Documento de Trabajo No. 58). Madrid: Real Instituto Elcano.
- Mols, Manfred (1994): "Deutschland und Lateinamerika vor dem Hintergrund einer veränderten internationalen Situation". In: Mols, Manfred/Wagner, Christoph (Hrsg.): *Deutschland-Lateinamerika. Geschichte, Gegenwart und Perspektiven*. Frankfurt am Main: Vervuert, S. 5-12.

- (2002): “Die Europäische Union und Lateinamerika”. In: Weidenfeld, Werner (Hrsg.): *Europa-Handbuch*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 660-670.
- Muñoz Ledo, Porfirio (2005): “Lecciones de la Cumbre de Guadalajara”. In: CELARE (Hrsg.): *De Guadalajara a Viena: Hacia una Cumbre Nueva*. Santiago de Chile: CELARE, S. 79-88.
- Ramírez, Socorro (1999): “Grupo de Río: Trece años de diálogo político”. In: *Síntesis* 31/32 (Madrid), S. 141-158.
- Remes Lenicov, Jorge (2006): “Profundizar las relaciones entre la Unión Europea y América Latina”. In: *Archivos del Presente* 10, 40 (Buenos Aires), S. 159-169.
- Rojas Aravena, Francisco (2005): “Las Cumbres Iberoamericanas y los retos de la Diplomacia de Cumbres”. In: Arenal, Celestino del (Hrsg.): *Las Cumbres Iberoamericanas (1991-2005). Logros y Desafíos*. Madrid: Fundación Carolina/Siglo XXI, S. 47-72.
- Seidelmann, Reimund (2005): “EU-Latin American Biregionalism as an Object and Subject of Global Change”. In: Grabendorff, Wolf/Seidelmann, Reimund (Hrsg.): *Relations between the European Union and Latin America. Biregionalism in a Changing Global System*. Stuttgart: Nomos, S.11-42.
- Söderbaum, Frederik/Langenhove, Luke van (2005): “Introduction: The EU as a Global Actor and the Role of Interregionalism”. In: *Journal of European Integration* 27 (London), S. 249-262.
- Unidad Común de Evaluación (2005): *Evaluación de la Estrategia Regional de la CE en América Latina, Informe de Síntesis* 1/Juli. Brüssel <[http://europa.eu.int/comm/europeaid/evaluation/reports/2005/951661\\_voll\\_es.pdf](http://europa.eu.int/comm/europeaid/evaluation/reports/2005/951661_voll_es.pdf)>(24.02.06).
- Vacchino, Juan Mario (2002): “Hacia la II Cumbre Unión Europea – América Latina y el Caribe”. In: *Capítulos del SELA* 64 (Caracas), S. 119-134.
- III. Cumbre América Latina y el Caribe – Unión Europea (2004): “Declaración de Guadalajara” (Mai 2004) <<http://www.mcx.es/sgcomex/DECLARACI%C3%93N%20DE%20GUADALAJARA.pdf>> (24.02.06).
- IV. Gipfeltreffen EU-Lateinamerika/Karibik (2006): *Wiener Schlussklärung*. Wien <<http://www.eu2006.at/includes/images/EULAC/EU-LACViennaDeclarationDE.pdf>> (13.05.06).

## **Autorinnen und Autoren**

**Buschmann, Albrecht**, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Romanistik der Universität Potsdam. E-Mail: <buschman@rz.uni-potsdam.de>.

**Chiappini, Ligia**, Professorin für Lateinamerikanistik/Brasilianistik am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin. E-Mail: <lchiappi@zedat.fu-berlin.de>.

**Ette, Ottmar**, Professor für französisch- und spanischsprachige Literaturen an der Universität Potsdam. E-Mail: <ette@rz.uni-potsdam.de>.

**Ingenschay, Dieter**, Professor für Romanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. E-Mail: <dieter.ingenschay@rz.hu-berlin.de>.

**Maihold, Günther**, stellvertretender Direktor der Stiftung Wissenschaft und Politik, Berlin. E-Mail: <guenther.maihold@swp-berlin.org>.

**Reinstädler, Janett**, Professorin für Romanische Literatur- und Kulturwissenschaft (mit Schwerpunkt Hispanistik) an der Universität des Saarlands. E-Mail: <j.reinstaedler@mx.uni-saarland.de>.

**Rinke, Stefan**, Professor für Geschichte am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin. E-Mail: <rinke@zedat.fu-berlin.de>.

**Vargas Llosa, Mario**, peruanischer Autor und Schriftsteller.















**EuropAmerikas** beschäftigt sich mit der Gestaltung der transatlantischen Beziehungen, wobei insbesondere auch der Südatlantik in den Blick genommen wird. Jenseits etablierter Formeln vom "alten" Europa und den "neuen" Americas wird eine Perspektive entwickelt, welche die Gleichzeitigkeit und gegenseitige Bedingtheit des Denkens mit allen seinen Konflikten in den Blick nimmt.

Der vorliegende Band, der in der Kontinuität der wissenschaftlichen Beschäftigung des Forschungsverbundes Lateinamerika Berlin-Brandenburg (ForLaBB) mit den transarealen Austauschprozessen Lateinamerikas steht, folgt einem weiten und offenen Verständnis der Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika: Es geht um die Beziehungen zwischen verschiedenen Räumen in ihrer Diversität, aber auch ihrer inneren Logik und vielfältigen Bedingtheit. Die Beiträge reichen von transnationalen Lebensläufen über Erinnerungskulturen, Wissenszirkulation, Perzeptions- und Rezeptionsprozessen bis hin zu Fragen des sozialen und politischen Verständnisses im globalen Wandel.



ForLaBB



IBERO-AMERIKANISCHES INSTITUT  
PREUSSISCHER KULTURBESITZ

